Dash. Montépin. Cobb.

Neuestes belletristisches
Lese-Cabinet
der besten und interessantesten Romane aller Nationen
in sorgfältiger Uebersetzung.

Lieferung 97, 98, 99.

Dumas. Berthet. Maquet. Duplessis. Foudras. Jewsbury. Bulwer. Delisle.

# Der Wolfmensch
oder:
# Die Bestie des Gévaudan.

Von
**Elie Berthet.**

Aus dem Französischen
von
**A. Kretzschmar.**

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Sand. Paul de Kock. Reade.

# Der Wolfmensch

oder:

# Die Bestie des Gévaudan.

Von

**Elie Berthet.**

Aus dem Französischen

von

**A. Kretzschmar.**

Dritter Theil.

**Pest, Wien und Leipzig, 1858.**
Hartleben's Verlags-Expedition.

# I.

## Die Genesung.

Während der zwei Monate, welche auf die in den vorhergehenden Capiteln erzählten Ereignisse folgten, hörte die Bestie des Gévaudan mit ihren blutigen Anfällen nicht auf, obschon sie den Ort ihrer grausamen Thätigkeit gewechselt hatte.

Sie hatte nemlich den Wald von Mercoire verlassen. Die Unfälle, die Morde vervielfältigten sich jetzt in den angrenzenden Bezirken, aber es schien als ob das durch die Erfahrung klüger gemachte Ungeheuer nirgends lange mehr zu verweilen wagte und als ob es unaufhörlich in Bewegung wäre, um die Verfolger von der Fährte abzubringen.

Man erfuhr, daß es am Morgen in einem Dorfe des Rouergue Schrecken verbreitet hatte, und am Abend desselben Tages noch zerriß es eine Frau oder ein Kind in einem an fünfzehn oder zwanzig Stunden davon entfernten Flecken der Auvergne.

Die Gerüchte, welche über diese gräßlichen Thaten des Ungeheuers umliefen, waren wohl geeignet, Schrecken einzuflößen, selbst wenn man sie von der gewöhnlichen Uebertreibung entkleidete.

Einmal hatten sich fünf arme Knaben des Kirchspiels Chanaleilles, welche in den Bergen eine Heerde hüteten, plötzlich von dem wüthenden Thier angegriffen gesehen. Schon schleppte es den jüngsten von ihnen fort, als die andern blos mit ihren an ihren Stäben befestigten Messern bewaffnet und von dem kleinen Portefaix, einem der Ihrigen, angeführt, beschlossen, ihren Cameraden zu befreien. Sie verfolgten den Wolf und beunruhigten ihn auf so erfolgreiche Weise, daß er endlich seine Beute losließ und in den benachbarten Wald zurückkehrte.

Ein andermal erzählte man die Geschichte einer Frau von Rouget, Jeanne Chastan, die mit ihren drei Kindern vor ihrer Thür sitzend, einen verzweifelten Kampf mit der Bestie des Gévaudan zu bestehen hatte, welche ein jedes der armen Kleinen der Reihe nach fortzuschleppen suchte. Die Mutter warf sich auf das Ungeheuer, knipp es, rang mit ihm und schlug, trotz der Bißwunden, die sie selbst erhalten, es endlich in die Flucht. Aber dieser Sieg kam ihr theuer zu stehen. Einer ihrer Söhne, der jüngste und ohne Zweifel der geliebteste, war todt, als man der unglücklichen Familie zu Hilfe kam.

Bei allen diesen Erzählungen von den Missethaten der Bestie war von »Jeannot mit den großen Zähnen« nicht die Rede. Vielleicht hatte der Lykanthrop sich außer Stand gesehen, seinem unermüdlichen Begleiter zu folgen; vielleicht hatten sie sich miteinander veruneinigt; vielleicht hatte Jeannot trotz seines Blödsinnes die Gefahr einer solchen Gemeinschaft eingesehen.

Dennoch aber glaubte die kleine Anzahl Personen, welche von den Ereignissen in Mercoire Kenntniß hatten, in gewissen Abenteuern der Bestie des Gévaudan die Mitwirkung eines menschlichen Wesens zu erkennen, und namentlich konnte die

Art und Weise, auf welche das Unthier mehrmals den Verfolgungen entgangen war, diese Meinung wohl bestätigen.

Die Verzweiflung der diesen Gräueln ausgesetzten Provinzen hatte damals den höchsten Gipfel erreicht. Seit der von dem Baron von Laroche-Boisseau commandirten unglücklichen Treibjagd hatten ähnliche Unternehmungen ohne Unterbrechung bald auf diesem, bald auf jenem Punkte stattgefunden.

Oft vereinigten sich zwanzig oder dreißig Kirchspiele, um den Bezirk einzuschließen, in welchen, wie man wußte, der Wolf sich geflüchtet hatte. Die geschicktesten Jäger des Königreiches eilten herbei, um den unglücklichen Bewohnern des Gévaudan Hilfe zu leisten. Der König selbst hatte den Baron von Enneval, einen normännischen Edelmann, gesendet, welcher für den ersten Wolfsjäger in Frankreich galt. Die ganze Provinz erhob sich in Masse gegen den gemeinsamen Feind. Einmal umzingelte ein Corps von nicht weniger als zwanzigtausend Jägern *) den Wald von Prunières, wo die Bestie sich festgesetzt hatte. Diese förmliche Armee hatte aber nicht mehr Glück als die weniger zahlreichen Truppen, welche ihnen vorangegangen waren. Der Wolf entkam allemal mit einem wahrhaft dämonischen Glück.

Zu wiederholten Malen hatte man ihn in einem engen Umkreis eingeschlossen zu halten geglaubt, der von ausgezeichneten Schützen umzingelt war, aber stets war er verschwunden, als ob er sich in Rauch verwandelt hätte. Die Hunde weigerten sich auf ihn loszugehen und nahmen heulend Reißaus, sobald sie ihn gewahrten.

*) Wir übertreiben durchaus nicht. Alle diese Angaben sind historisch und man wird sie in den Memoiren jener Zeit bestätigt finden.

Einige Jäger versicherten, daß ihre Bleikugeln von seinem Körper abgeprallt und plattgedrückt zu Boden gefallen seyen. Andere, welche aus nächster Nähe mit zusammengepochten Silbermünzen auf ihn geschossen hatten, versicherten, ihn tödtlich verwundet zu haben und zeigten die Spuren seines Blutes. Trotzdem aber erfuhr man zwei oder drei Tage nachher, daß er auf wunderbare Weise von seiner Wunde geheilt war und wieder irgend ein Opfer zerrissen hatte.

Die Entmuthigung ward allgemein und selbst die größten Zweifler glaubten endlich an Zauberei. Man hielt neuntägige Messen und Processionen. Einem Befehl des Bischofs von Mende zufolge blieb das heilige Sacrament wie zur Zeit von Pestilenzen und andern allgemeinen Landplagen in allen Kirchen des Gévaudan ausgestellt. Die geängsteten Einwohner schienen, obschon sie kein menschliches Mittel unversucht ließen, um dieser Geißel Einhalt zu thun, keine Hoffnung weiter zu haben als auf Gott.

So war der Stand der Dinge in dem Augenblick, wo wir den Leser nach Langogne in die Herberge der Witwe Richard zurückführen, wohin man Laroche-Boisseau, sobald der Zustand seiner Wunde es erlaubte, transportirt hatte.

Diese Wunde war in der That trotz der schlimmen Prophezeiung des Arztes rasch vernarbt und der Baron, welcher wohl fühlte, in welch einer schiefen Stellung er sich dem Fräulein von Barjac gegenüber befand, hatte sich beeilt, das Schloß zu verlassen.

Uebrigens war er mit allen Kriegsehren daraus abgezogen. Als er in die Sänfte stieg, kam die Schloßherrin, von der Schwester Magloire und ihren ersten Dienern begleitet, in großer Ceremonie herbei, um ihm ihre Reverenz zu machen und glückliche Reise zu wünschen. Magnac begleitete ihn zu

Pferde bis an die Grenze der Herrschaft, wo man trotz einiger mit leiser Stimme zwischen dem Baron und dem Ehrenstallmeister Christinens gewechselten Worte sich mit dem Anschein gegenseitigen herzlichen Einverständnisses getrennt hatte.

Von diesem Tage an hatte Laroche-Boisseau also in Langogne gewohnt und war in Folge der vereinten Sorgfalt der thätigen Madame Richard, Labranche's, seines Piqueurs und Kammerdieners, und endlich seines Freundes Legris bald auf die Bahn der Genesung gekommen.

Allerdings hatte Legris sich mehrmals entfernen müssen, um seinen Vater zu besuchen, der in einem etwas entfernten Dorfe wohnte, aber er kam allemal sehr bald wieder zu dem Baron zurück, und ihre vertraute Freundschaft schien noch größer zu seyn als früher.

Vielleicht war der Wunsch, mit dem Adel der Umgegend, der sich um den Verwundeten sammelte, um ihm die Langweile seiner gezwungenen Zurückgezogenheit ertragen zu helfen, Umgang zu haben, die Hauptursache dieser großen Aufmerksamkeit. Madame Richard's Herberge ward jetzt ein Haus der Feste und des Vergnügens. Man trank, man lachte, man spielte hier unaufhörlich, und der junge Plebejer mußte mit Begier diese Gelegenheit ergreifen, sich unter vornehme Gesellschaft zu mischen.

Eines Morgens trat Legris in das Zimmer, welches der Baron im ersten Stockwerk der Herberge bewohnte. Der sinnreiche Eifer der Madame Richard hatte hier alle wünschenswerthe Bequemlichkeit und Behaglichkeit vereinigt. Doppelte Vorhänge bedeckten die Fenster; die Diele war mit einem Teppich bedeckt; ein Schirm schützte gegen die Zugluft beim Oeffnen der Thür, und da man jetzt in den letzten Tagen

des Herbstes stand, so knisterte ein gutes Feuer von Kastanienholz in dem Camin.

Laroche-Boisseau, in einen prachtvollen Schlafrock gekleidet, frisch rasirt und gepudert, schien, abgesehen von einer leichten, kaum bemerkbaren Blässe seiner männlichen Züge, vollkommen von seiner Wunde wieder hergestellt zu seyn. Er war eben beschäftigt, die zahlreichen, auf dem Tische aufgestapelten Goldstücke zu zählen, was ihn jedoch nicht hinderte, Madame Richard zuzuhören, welche vor ihm stehend, immer munter und heiter, ihn durch ihr Geplauder amüsirte.

»Ich freue mich, Euch auf den Füßen zu sehen, mein lieber Baron,« sagte Legris in heiterem Tone. »Morbleu! Das erfreuet das Herz nach dem Kummer, den Ihr uns verursacht habt.«

»Ich danke, Legris,« entgegnete der Baron nachlässig, indem er fortfuhr seine Goldstücke zu zählen. »Ja, es geht heute Morgen nicht übel. Ich habe mich noch nie so heiter und aufgelegt gefühlt.«

»Ich begreife,« hob Legris mit den Augen blinzelnd wieder an, »daß eure gegenwärtige Beschäftigung euren Gedanken einen rosenfarbenen Anstrich gibt.«

»Ach, was sind drei- oder vierhundert elende Louisd'or die ich in diesen Tagen dem Marquis von Castillac und Baupillière abgewonnen habe? Meine Genesung muß mir doch etwas einbringen! Ihr wißt aber, Legris, daß ich ein schlechter Wirth bin. Ich werde damit nicht weit kommen.«

Gleichzeitig ließ er das Gold wie eine funkelnde Cascade in ein Schubfach fallen.

»Apropos, Madame Richard,« fuhr er, sich zur Wirthin wendend, fort, »jener Mann von Mercoire, jener Fargeot, der alle Wochen hierherkommt, um sich im Namen des

Fräuleins von Barjac nach meinem Befinden zu erkundigen, ist er vielleicht wieder da?«

»Noch nicht, Herr Baron, aber er kann nicht lange mehr ausbleiben, denn es ist sein Tag. Meiner Treu!« fuhr die schöne Wirthin mit schalkhafter Miene fort, »Ihr müßt dort sehr lebhafte Erinnerungen zurückgelassen haben! Es vergeht keine Woche, daß man nicht einen expressen Boten von Mercoire hierherschickt um zu fragen, wie Ihr Euch befindet. Man erkundigt sich dabei auf's Genaueste nach eurer Gesundheit, nach all eurem Thun und Treiben — ja man erkundigt sich sogar ausdrücklich auch nach Herrn Legris, was diesem, wie mir scheint, sehr schmeicheln muß.«

Diese Bemerkung ward von dem Baron mit zweideutigem Lächeln und von Legris mit einer Grimasse aufgenommen.

»Allerdings,« entgegnete Laroche-Boisseau; »wir haben dort Freunde, aber die Freundschaft ist so unzuverlässig, Madame Richard. Also, wenn Fargeot kommt, so meldet es uns sogleich. Man hat mit ihm zu sprechen.«

»Gut. Wünscht der Herr Baron sonst noch etwas?«

»Allerdings, meine Liebe,« antwortete Laroche-Boisseau. Er drehte sich rasch herum und drückte zwei derbe Küsse auf die runden Wangen der Wirthin.

»Hier,« sagte er, »und nun denket an mein Frühstück. Saint-Peray und einen Eierkuchen mit Forellen, wie sonst.«

»Ganz gewiß,« entgegnete die Witwe, indem sie rasch das Zimmer verließ. »Der Herr Baron ist wieder hergestellt, er hat wieder seine alten Gewohnheiten angenommen!«

Sobald die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, ward Laroche-Boisseau plötzlich ernst.

»Setzet Euch, Legris,« sagte er zu seinem Vertrauten

indem er auf einen Sessel zeigte. »Gestern Abend, als Ihr aus der Stadt ankamet, rupfte ich noch diese jungen Landgimpel, welche es wagen mir im Spiel die Spitze zu bieten, und ich habe noch nicht mit Euch sprechen können. Und doch müßt Ihr mir Vielerlei mitzutheilen haben. Wohlan, wie steht es mit eurem Vater, diesem störrigen Crösus? Wird er mich mit seiner Börse bei dem neuen Prozeß unterstützen, den ich wegen der Domainen von Varinas gegen die Abtei Frontenac anhängig zu machen gedenke?«

»Die Wahrheit zu gestehen, mein lieber Baron, der Alte zögert noch. Ihr seyd ihm schon gar so viel Geld schuldig! Andererseits sind diese Mönche von Frontenac sehr mächtig und man scheut sich einen Angriff auf sie zu machen. Dennoch aber werde ich vielleicht die Sache doch noch zu eurer Zufriedenheit arrangiren. Ihr habt, hoffe ich, noch niemals an meiner Freundschaft und Hingebung gezweifelt.«

»Tausend Dank für eure Freundschaft, Legris, aber zum Teufel, euer Vater würde nicht viel riskiren, wenn er mir noch einige tausend Pistolen vorschösse, damit ich, wie man voraussehen kann, diese Mönche zur Raison bringen kann. Das Gut Varinas kann mit den Einkünften seit sechzehn Jahren sich nach meiner Berechnung auf fünf- bis sechshunderttausend Thaler belaufen. — Ein schöner Pfennig, Legris, und euer Vater sollte dies wohl ins Auge fassen. Das Nothwendigste aber ist, uns um jeden Preis mit Fargeot zu verständigen. Nicht wahr, Ihr seyd überzeugt, daß dieser Mann im Besitz eines wichtigen Geheimnisses hinsichtlich des Todes meines jungen Vetters von Varinas ist?«

»Ich habe Euch schon gesagt, Laroche-Boisseau, was ich von dieser Angelegenheit wußte. Mein Diener, der vor einiger Zeit einmal in dem Wirthshaus zu Cransac war, hörte von

dem Wirth, daß Fargeot während seiner Trunkenheit geplaudert und sich gerühmt hatte, gewisse hochgestellte Personen ins Verderben stürzen zu können. Er gab zu verstehen, daß Ihr eine bedeutende Summe für ein Papier zahlen würdet, welches sich in seinem Besitz befände, denn dieses Papier könnte Euch wieder zu dem Besitz der Domainen von Varinas verhelfen.«

»Das ist sehr klar,« sagte der Baron sehr nachdenklich. »Wohlan, Legris, sprecht mit diesem Manne, sobald er erscheinen wird. Es fehlt Euch nicht an Schlauheit, wenn Ihr wollt. Noch diesen Dienst und Ihr sollt ihn nicht bereuen. Nehmt Fargeot auf die Seite, gebt ihm zu trinken, versprechet — ich stelle dieses ganze Gold, welches ich so eben gewonnen, zu eurer Verfügung. Man wird anderes schaffen, wenn es seyn muß. O, was würde ich nicht darum geben, wenn ich endlich diese meine Todfeinde unter meinem Daumen, unter meiner Ferse hätte!«

»Offen gesprochen, Herr Baron, wird die Mission keine sehr leichte seyn. Der ehemalige Forsthüter ist seit dem tragischen Tode seiner Tochter düster und schweigsam geworden; er trinkt nicht mehr, er geht nicht mehr ins Wirthshaus. Mein Diener hat ihm in Bezug auf die Angelegenheit, um welche es sich handelt, kein Wort entlocken können.«

»Euer Diener ist ein Dummkopf und Ihr seyd ein Mann von Witz, mein lieber Legris. Ich glaube nicht an dergleichen plötzliche Bekehrungen. Kratzt die Haut des Bekehrten ein wenig hinweg und der alte Strauchdieb wird darunter zum Vorschein kommen. Wer getrunken hat, trinkt wieder, sagt das Sprichwort. Seht Ihr selbst zu: ich rechne auf eure Freundschaft und es wird Euch gelingen, dessen bin ich gewiß. — Doch lassen wir dies. — Welche Nachrichten

bringt Ihr mir von unserer schönen Freundin, der Schloßherrin von Mercoire?«

»Zu meiner großen Freude ist das Gelübde, welches Fräulein von Barjac gethan, nicht allgemein bekannt geworden. Ihr erinnert Euch, daß der Pater Bonaventura uns Allen Schweigen empfahl, um, wie er sagte, die Zahl der Bewerber zu vermindern. Auf diese Weise wissen nur erst Wenige, welch herrlicher Lohn den Sieger des Unthiers erwartet, oder man spricht davon wie von einem unbestimmten Gerücht, welches keinen Glauben verdient. — Ich sehe daher nicht viel mehr als drei oder vier Personen —«

»Zu welchen Ihr Euch natürlich auch mitzählt, nicht wahr, Legris?« fragte der Baron mit ein wenig Ironie. »In der That, warum solltet Ihr nicht auch so gut wie ein Anderer Herr von Mercoire seyn? Euer Vater würde Euch eines jener Aemter kaufen, welche den Adel verleihen und welche man die Seifenkugeln der Plebejer nennt. Ihr könntet dann der Stammvater von Edelleuten werden, und nach zwei oder drei Generationen würde man nicht mehr vermuthen, daß Ihr der Sohn eines schlichten Advocaten waret. Indessen setzt Euch dies nicht zu sehr in den Kopf, mein armer Legris, denn es werden ganz gewiß furchtbare Concurrenten und Bewerber auftreten, um Euch die Hand der jungen Dame streitig zu machen.«

»Das ist wahr, Baron, und abgesehen von Euch, der Ihr so viel Aussicht auf Erfolg hättet, versichert man, daß einer unserer Bekannten mit in die Schranken treten wird. Es handelt sich um einen jungen Mann, den wir höchstens für fähig gehalten hätten, den Mond anzuseufzen und sich in moralischen Sprüchen zu ergehen.«

»Ah, Ihr sprecht wohl von dem Lamme der hochwürdigen Väter?« entgegnete Laroche-Boisseau mit Bitterkeit. »Zum Teufel, ich halte ihn auch noch zu etwas Anderem fähig. Es fehlt dem jungen Wicht weder an Energie noch an Muth, und wenn er sich vom Gängelbande losreißen sollte — also, Monsieur Leonce liebt Fräulein von Barjac auch? Ich hatte es gleich im ersten Augenblick errathen.«

»Man behauptet, daß er in der Abtei Frontenac, wohin er mit seinem Onkel, dem Prior, zurückgekehrt ist, alles von unterst zu oberst kehrt. Er hat jetzt Hunde und Pferde. Man hat für ihn schöne Waffen von Lüttich und St. Etienne gekauft. Er übt sich fortwährend, um ein Schütze ersten Ranges zu werden. Er hat einen ehemaligen Piqueur von der königlichen Jägerei angenommen, von welchem man Wunderdinge erzählt, und sie durchstreifen mit einander den Wald entweder zu Fuße oder zu Pferde. Die Mönche verweigern ihm nichts und gewähren ihm dienstfertig die Mittel zu seinen Ausgaben. Trotzdem aber zweifle ich sehr, daß Monsieur Leonce jemals seinen Zweck erreichen werde.«

»Wer weiß?« sagte Laroche-Boisseau mit verdrießlicher Miene; »dazu würde er weiter nichts brauchen als einen Augenblick des Glückes — vielleicht aber wird dieser Augenblick nicht kommen. Wenn dieser neubackene Jäger fähig ist, ins Feld zu rücken, wird die Bestie schon längst erlegt seyn. Wir werden dafür sorgen, dafern nicht dieser Wolfsjäger von Paris, der uns Alle meistern möchte, nicht schon eher dafür sorgt als wir.«

»Na, Laroche-Boisseau, könnt Ihr denn diesem armen Baron von Enneval nicht verzeihen, der mit solchem Selbstvertrauen und so stolz auf den von dem König erhaltenen Auftrag zu uns gekommen ist? Er beginnt dennoch einzusehen,

daß die Aufgabe über seine Kräfte geht. Nach zehn furchtbaren Jagden ist er immer noch nicht weiter als am ersten Tage. Das Thier spielt mit ihm Versteckens und er läuft fortwährend hinter ihm her, ohne es jemals zu erreichen. Enneval hat es auch schon satt, und seine Hunde, seine Pferde, seine Diener bitten um Gnade. Er spricht davon, nach Paris zurückzukehren und die Sorge, den Gévaudan von dieser Pest zu säubern Jedem zu überlassen, der Lust dazu hat.«

Laroche-Boisseau ging mit gedankenvoller Miene einige Male im Zimmer auf und ab.

»Was Ihr mir da mittheilt, Legris,« hob er wieder an, »bestärkt mich in einer Idee, welche mir schon seit der unglücklichen Treibjagd eingefallen ist, die ich in dem Walde von Mercoire commandirte. Diese Jagden mit großem Geräusch werden niemals einem so mißtrauischen und verschlagenen Thiere gegenüber gelingen, wie der fragliche Wolf ist. Solche Jagden beunruhigen ihn und erhalten ihn fortwährend wachsam. Es ist deshalb nöthig, daß zwei entschlossene Männer, gute Schützen, die sich einer auf den andern verlassen können, so wie Ihr und ich zum Beispiel, mit ihren Flinten bewaffnet und von zwei oder drei Dienern, nicht mehr, begleitet, sich aufmachen. Es wäre ganz zwecklos, sich mit einer Meute kläffender, feiger Hunde zu belästigen, welche sofort Reißaus nehmen, wenn das Thier Kehrt macht. Ich würde blos meinen Spürhund Radineau mitnehmen, um die Fährte verfolgen zu können, und einen tüchtigen, großen Bullenbeißer, den man im geeigneten Augenblick loslassen würde. Der Wolf ist nach allen Berichten, die man über ihn vernommen, sehr muthig. Er wird den Kampf gegen eine so kleine Anzahl von Verfolgern nicht verweigern. Er wird tapfer Stand halten, und für so furchtbar man ihn auch hält, so

könnte man doch Gelegenheit finden, ihm den Garaus zu machen. Ich weiß gerade, wo ich mir einen Hund verschaffen kann, wie ich ihn wünsche. Es gibt einen, der schon einen wackern Angriff auf die Bestie des Gévaudan gemacht hat. Es ist der Jean Godart's, des Oberhirten von Mercoire. Jean Godart wird mir ihn überlassen, müßte ich auch tausend Francs dafür bezahlen. Auf diese Weise begleitet und ausgerüstet würde ich mich auf den Weg machen, sobald ich mich wieder kräftig genug dazu fühle, was jetzt nur noch einige Tage dauern kann. Nun, was sagt Ihr zu meinem Plane, Legris?«

»Er ist vortrefflich und er würde um so mehr Aussicht auf Erfolg haben, als er vollständig verschieden von denen ist, welche bis jetzt gescheitert sind. Also, Baron, Ihr würdet mich an der Ausführung theilnehmen lassen, selbst auf die Gefahr hin, mich, allerdings blos in Folge des reinen Zufalls, den Lohn verdienen zu sehen?«

»Erinnert Euch unseres Vertrages — gleiche Aussichten für Euch wie für mich. Wenn das Schicksal Euch begünstigt, so werde ich der Erste seyn, der Euch Glück wünscht, und wenn die Sache zu meinen Gunsten ausschlägt, so müßt Ihr ebenfalls einen Beweis von Resignation zu geben wissen. Ich lasse Euch eben so freies Spiel wie mir selbst, Legris, und die anspruchsvollste Freundschaft könnte nicht mehr verlangen.«

»Das ist wahr, mein lieber Baron, und ich danke Euch dafür. Diese Expedition zu Zweien oder Dreien gegen ein so furchtbares Thier wird große Gefahren darbieten.«

»Wenn Ihr Euch fürchtet,« sagte Laroche-Boisseau in spöttischem Tone, »so bleibt hinter dem Ofen sitzen. An Ge-

fahren und Beschwerden wird es aller Wahrscheinlichkeit nach allerdings nicht fehlen.«

»Weder die Einen noch die Andern würden mich abschrecken, wenn ich gewiß wüßte, — was Ihr auch sagen möget, Baron, die Aussichten werden für mich und für Euch weit entfernt seyn, jedenfalls gleich zu seyn. Ihr seyd ein erfahrener Jäger und ich fühle mich in Dingen der Jagd wie in vielen andern neben Euch ungeheuer klein und unbedeutend. Wäre es daher nicht leicht möglich, daß ich, nachdem ich eure Anstrengungen und Gefahren getheilt hätte, dennoch keinen Antheil an dem Lohn bekäme?«

»Das wäre allerdings sehr möglich, mein armer Legris,« antwortete Laroche-Boisseau in einem gutmüthigen Tone, hinter welchem sich die Schadenfreude verbarg. »Aber wie läßt sich das weiter ändern? Ich mache mich verbindlich, Euch redlich die Gelegenheit zum Gewinne des ausgesetzten Lohnes zu verschaffen, während ich mich zugleich auch bemühe, ihn selbst zu verdienen. Etwas Weiteres erwartet nicht.«

Legris schien mit den allzu unsicheren Aussichten, welche man ihm bei dem gemeinschaftlichen Unternehmen ließ, nicht sehr zufrieden zu seyn. Er hatte einen vielleicht nur zweifelhaften Glauben an die Großmuth seines Freundes und als sehr guter Rechner dachte er an die Mittel, sich positive Vortheile zu sichern. Nach einem Augenblicke des Nachdenkens ward er kühn und fragte entschlossen:

»Na, Laroche-Boisseau, erklären wir uns offen — liebt Ihr wirklich Fräulein von Barjac, die Euch nicht liebt und es Euch hinreichend bewiesen hat?«

Die Augen des Barons funkelten bei dieser Frage von ungewohntem Glanze, da er aber sofort bedachte, welches

Interesse er daran hatte, mit seinem Vertrauten schonend umzugehen, so antwortete er mit affectirter Heiterkeit:

»Kennt Ihr denn, mein lieber Legris, die Frauen so wenig, daß Ihr glauben könnt, eine solche That beweise nothwendig Abneigung? Und kennt Ihr auch mich selbst so wenig, daß Ihr glaubt, dieser Messerstich von unserer liebenswürdigen jungen Dame wäre nicht eher geeignet, meine Leidenschaft zu reizen als zu unterdrücken? Doch wozu diese Frage und was wollt Ihr eigentlich damit?«

»Ich meine damit weiter nichts, Baron, als, daß der Augenblick vielleicht gekommen ist, Euch um den Preis meiner zeitherigen Dienste und der Dienste meines Vaters zu bitten. Seit mehren Jahren schöpfet Ihr mit vollen Händen aus unserer Börse und gegenwärtig könnte der Verkauf aller eurer Erbgüter kaum die Hälfte eurer Schuld abtragen. Dennoch aber hat mein Vater einen ganz leidlichen Begriff von dem Werthe des Geldes. Wenn es sich um einen Andern als um den Freund seines Sohnes handelte, so würde er schon seit langer Zeit die Bezahlung seiner Forderung verlangt haben und Ihr errathet die unvermeidliche Folge seiner Verfolgungen. Andererseits steht Ihr im Begriffe, einen Prozeß gegen das reichste und mächtigste Kloster der Provinz anhängig zu machen und bedürft bedeutender Vorschüsse. — Wohlan, Alles kann zum Guten führen, wenn Ihr wirklich Fräulein von Barjac nicht liebt.«

»Wie versteht Ihr das, Maitre Legris?

»Höret mich an, Baron, und ich beschwöre Euch, nehmet meine Worte nicht übel. Mein Vater hat, gleichviel auf welche Weise, ein großes Vermögen erworben, und nach dem Beispiel vieler anderer reich gewordenen Bürger hat er den Ehrgeiz, seine Familie adeln lassen zu wollen, um seinen ein-

zigen Sohn Edelmann werden zu sehen. Vielleicht wird er mir in der That eines jener Aemter kaufen, von welchen Ihr so eben spracht und die Ihr verächtlich Seifenkugeln von Plebejern nennt, obschon Ihr eben so gut als ich wißt, daß mehre jetzt sehr angesehene Familien auf diese Weise angefangen haben. Nichtsdestoweniger konnten unsere Pläne doch nur eine langsame und unsichere Verwirklichung finden, als plötzlich das seltsame Gelübde der reichen Erbin von Mercoire dieselben modificirt hat. Mein Vater hat gleich bei dem ersten Wort, welches ich ihm von diesem Ereigniß gesagt, Feuer gefangen. Er sieht hierin ein sicheres und schnelles Mittel, zum Ziel unserer Wünsche zu gelangen und würde die größten Opfer, selbst das seines ganzen Vermögens, welches ungeheuer ist, bringen, um mich Fräulein von Barjac heirathen zu sehen.«

»Nun gut, mein lieber Legris, so suchet doch die Bestie des Gévaudan zu erlegen und Fräulein von Barjac ist euer!«

»Aber dieses Unternehmen kann mir nur mit eurem Beistande gelingen und eure Gegnerschaft läßt mir sehr wenig Hoffnung übrig. — Deshalb beschwor ich Euch eben, mir zu sagen, ob Ihr die schöne Schloßherrin wirklich liebt.«

»Vielleicht ja, vielleicht nein. — Noch einmal, was kommt Euch darauf an, Legris?«

»Nein, Ihr liebt sie nicht. Ihr könnt nicht ein Mädchen lieben, welches Euch auf so grausame Weise begegnet ist, welches euer Leben in Gefahr gebracht hat. Sie muß Euch verachten, Ihr müßt sie hassen, jede Gemeinschaft ist zwischen Euch unmöglich. Wenn Ihr ihre Hand mit so viel Eifer sucht, so liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß Ihr einer der drei folgenden Rücksichten weicht: entweder wollt Ihr Euch an ihr für ihre frühere Verachtung und Gewaltthätigkeit rä-

chen, oder Ihr hoffet die Pläne der Mönche zu durchkreuzen, oder Ihr habet keinen andern Zweck, als euern Vermögensumständen dadurch wieder aufzuhelfen, daß Ihr Herr von Mercoire werdet. — Antwortet mir mit eurer gewöhnlichen Aufrichtigkeit, Laroche-Boisseau — habe ich nicht richtig gerathen?«

»Es liegt in euren Voraussetzungen vielleicht etwas Wahres,« entgegnete der Baron lakonisch.

»Ich kann daher,« hob Legris mit außerordentlicher Lebhaftigkeit wieder an, »Euch offen um gewisse Opfer bitten. Allem Anscheine nach werdet Ihr in den Besitz der Domainen von Varinas gelangen, die noch weit umfangreicher sind als die von Mercoire. Um aber diese reiche Beute den habgierigen Mönchen zu entreißen, welche dieselben seit so vielen Jahren besitzen, bedürft Ihr neuer Summen. Diese Summen nun ist mein Vater abermals geneigt Euch vorzuschießen. Ferner würdet Ihr in dem Falle, daß euer Prozeß keinen glücklichen Ausgang hätte, ihn in Bezug auf die alten Schulden sehr coulant finden und er würde vielleicht sogar so weit gehen, Euch eure Besitzdocumente wieder zurückzugeben. Mit einem Worte, man würde Euch in allen Beziehungen vollkommen und vollständig zufriedenstellen.«

»Und was würdet Ihr dagegen von mir verlangen, mein lieber Legris?«

»Eine Kleinigkeit. Wenn die Bestie des Gévaudan unter der Kugel eines von uns Beiden fiele, so wäre allemal ich Derjenige, welcher die Ehre und den Vortheil dieser kühnen That hätte.«

»Wunderschön — und wenn — denn man muß alle

Fälle in's Auge fassen — wenn wir sie nun aber Beide nicht erlegten?«

»Dann würden wir eure großmüthigen Absichten als gute Dienste in Anschlag bringen. Ihr werdet aber Alles aufbieten, um dieses Unternehmen zu einem guten Ende zu führen, und es wird Euch gelingen. Es würde Euch zu viel Aerger bereiten, diesen Leonce oder jeden anderen Abenteurer die Hand und die Güter des Fräuleins von Barjac wegschnappen zu sehen. Ja, es wird uns gelingen. — Ihr werdet euer Erbgut Laroche-Boisseau und die Domainen von Varinas haben und ich werde Mercoire und diese launenhafte junge Dame bekommen, welche Euch verabscheut. Wohlan, Baron, antwortet mir, ist der Handel geschlossen?«

Laroche-Boisseau hatte während seines abenteuerlichen und schwelgerischen Lebens schon lange jene Blüthe des Zartgefühls und jenes Bewußtseyn von persönlicher Würde verloren, welches damals den gesunden Theil des Adels characterisirte. Dennoch aber, sey es, daß er in der That Christinen liebte, sey es, daß er durch die Insolenz dieses Emporkömmlings empört ward, der ihm so cynischer Weise eine Theilung vorschlug — kurz, er richtete sich plötzlich mit drohender Miene empor.

Vielleicht stand er im Begriffe loszubrechen, als plötzlich die Thür des Zimmers sich ein wenig öffnete, und eine Magd meldete, daß der »Mann von Mercoire« so eben angekommen sey und in dem unteren Zimmer warte.

Diese Nachricht beschwichtigte Laroche-Boisseau auf der Stelle, und seinen Zorn unterdrückend, hob er mit anscheinendem Wohlwollen wieder an:

»Schon gut, schon gut; wir werden auf Alles dies wieder zurückkommen. Wir wollen uns noch nicht beeilen das Fell

des Bären zu verkaufen. Das Nothwendigste, mein lieber Legris, ist, mit Fargeot zu sprechen, sein Geheimniß zu entdecken, und davon guten Nutzen zu ziehen. So lange wir uns nicht über diesen Punkt Aufklärung verschafft haben, müssen wir jeden definitiven Entschluß vertagen.«

Legris fürchtete den Stolz des Edelmannes verletzt zu haben, und diese Sanftheit überraschte ihn daher eben so sehr, als sie ihn entzückte. Er erhob sich rasch.

»Ihr habt Recht,« hob er wieder an. »Ich werde diesen alten Schurken vornehmen, und so schlau und schüchtern er auch seyn mag, so werde ich ihn schon zur Raison zu bringen wissen. Noch viel sicherer würde ich aber des Gelingens seyn, Baron, wenn Ihr mir versprechen wolltet —«

»Was kann ich denn versprechen, ehe ich einen bestimmten Anhalt in Bezug auf die Domaine Varinas habe. Bringt mir gute Nachrichten und wir werden uns endlich verständigen. — Also, an's Werk, mein lieber Legris. Es gilt eure Sporen zu verdienen! Fargeot ist, wie es scheint, nicht leicht zu lenken — aber dann ist euer Verdienst, wenn Ihr ihn besiegt, nur um so größer. Ich hätte dieses Geschäft auch selbst übernehmen können,« fuhr Laroche-Boisseau fort, »aber für Euch paßt es besser als für mich. Es gibt Dinge, die ich einmal nicht thun kann, wie nothwendig sie auch seyn mögen.«

Legris that, als ob er die kaum verhehlte Verachtung seines Gönners gegen die Mission, welche man ihm anvertraute, nicht bemerkte. Laroche-Boisseau öffnete den Schubkasten, in welchem er das von seinen Spielgewinnsten herrührende Gold verschlossen hatte.

»Nehmet,« sagte er, »und gefährdet nicht mit eurer gewöhnlichen Knauserei das Ergebniß der Unterhandlung. Gebt Fargeot, was er verlangt — müßtet Ihr auch mein letz-

tes Goldstück daran wenden. Man muß ihn blenden; versprecht, als ob alle Schätze Peru's zu eurer Verfügung stünden. Habt Ihr mich verstanden?«

»Ja, ja,« entgegnete Legris, indem er in den Kasten griff, »aber ich zweifle nicht, zum Ziele zu kommen, auch ohne auf diese Weise das Geld zum Fenster hinauszuwerfen. Bis auf neue Ordre werdet Ihr dessen nicht zu viel haben, mein lieber Baron. — Wohlan, ich verlasse Euch, aber ich werde bald wieder kommen, um Euch meinen Sieg zu verkünden.«

Er machte eine ermuthigende Geberde und verließ das Zimmer.

Sobald der Baron nicht mehr das Geräusch seiner Tritte hörte, ließ er den nur mit Mühe unterdrückten Gefühlen freien Lauf.

»Der Freche! der Dummkopf! der Unverschämte!« murmelte er; »mir einen solchen Antrag zu machen — mir! Er will Fräulein von Barjac heirathen, er, der Sohn eines alten Pfennigfuchsers, dieser Bürgerlümmel, dieser gemeine, elende, habsüchtige Feigling! Ich weiß nicht, was mich abgehalten hat loszubrechen und es ihm zu sagen. Doch die Umstände sind außerordentlich ernst und ich muß sorgfältig und schonend mit ihm umgehen — nemlich so lange, als ich seiner bedürfen werde.«

---

## II.

## Der Handel.

Fargeot hatte seit dem tragischen Tode seiner Tochter das Haus im Walde verlassen und seine Functionen als Oberforsthüter von Mercoire niedergelegt, Functionen, deren er sich übrigens sehr schlecht entledigt hatte. Die öffentliche Meinung beschuldigte ihn, die erste Ursache des unheilvollen Ereignisses gewesen zu seyn, und trotz seiner anscheinenden Reue nahm man sich nicht die Mühe, ihm den Abscheu zu verhehlen, welchen er einflößte.

Trotzdem — sey es nun, daß Fräulein von Barjac auf die letzten Bitten Marion's Rücksicht nahm, sey es, daß ein geheimnißvoller Einfluß sich zu Gunsten des ehemaligen Oberforsthüters geltend machte — war er nicht auf schimpfliche Weise verabschiedet worden, wie sein unwürdiges Verhalten zu verdienen geschienen. Weit entfernt hievon hatte man ihm ein Asyl auf dem Schlosse gegeben. Er übte eine Art Oberaufsicht über die andern Dienstleute und war mit einigen andern nicht sehr anstrengenden Arbeiten beschäftigt.

Sein Leben wäre daher in seiner neuen Stellung ein sehr angenehmes gewesen, wenn nicht die Vernachlässigung, die man ihm bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, und vielleicht geheime Selbstvorwürfe sein Gemüth beunruhigt hätten.

Selbst in physischer Beziehung war mit Fargeot eine

vollständige Veränderung vorgegangen. Seine sonst so dunkelrothe Gesichtsfarbe war verschwunden, seine umfangreiche Corpulenz hatte bedeutend abgenommen, seine Wangen hingen schlaff herab und seine Augen waren trübe und erloschen. Anstatt seiner schönen Forsthüteruniform trug er jetzt eine Art grauer Livrée, die um seinen abgemagerten Körper herumschlotterte. Alles an ihm verrieth Demüthigung, Niedergeschlagenheit und Selbstverachtung.

Dann aber bedurfte es nicht langer Beobachtungen, um zu erkennen, daß der Kummer diesen Menschen nicht besser gemacht hatte. Sein Temperament schien sogar noch bitterer und störriger geworden zu seyn und sein Haß gegen die Andern vermehrte sich durch seine Verachtung und seinen Haß gegen sich selbst.

Als Legris in die Küche trat, erhob sich Fargeot, der in dem Caminwinkel saß, und grüßte mit düsterer Miene. Der Bürgerssohn nahm ihm gegenüber jenen vertraulichen, gönnerhaften Ton an, welchen er von seinem Freunde, Laroche-Boisseau, gelernt.

»Guten Morgen, guten Morgen, Meister Fargeot,« sagte er freundlich; »ich freue mich, Euch zu sehen. Doch gehen wir in das kleine Zimmer, dort können wir ungestörter plaudern. — Und Madame Richard wird so gut seyn, uns zwei Flaschen von ihrem besten Weine zu bringen, nicht wahr, Madame Richard?«

Die Wirthin war sehr überrascht. Eben so stolz gegen Untergebene als kriechend und dienstfertig gegen Edelleute war Legris sonst durchaus nicht gewohnt, Leute von Fargeot's Stande auf diese Weise zu tractiren.

Der Freund des Barons aber schien die durch diese Abweichung von seinem gewöhnlichen Stolze hervorgebrachte

Wirkung nicht zu bemerken. Er trat in das Nebengemach und Fargeot folgte ihm mechanisch. Es dauerte nicht lange, so saßen Beide vor einem Tische, auf welchem die verlangten Flaschen standen. Legris begann den Boten mit Fragen nach allen Bewohnern von Mercoire zu überhäufen, für welche er eine außerordentliche Zuneigung hegte.

Man antwortete ihm in laconischem, kaltem Ton und schien sich auf der Defensive zu halten.

Dieser ihn erbitternden Zurückhaltung müde, ergriff er eine der Flaschen und füllte die Gläser mit einer goldenen Flüssigkeit, welche in dem ganzen Zimmer einen köstlichen Wohlgeruch verbreitete.

»Wohlan, Vater Fargeot,« sagte er in gewinnendem Tone, »Ihr müßt von eurem frühen Ritt ermüdet seyn. Ihr werdet Euch daher, hoffe ich, nicht weigern, mir Bescheid zu thun.«

»Ich danke, Monsieur, ich habe mir vorgenommen, keinen Wein mehr zu trinken.«

»Na, so ein Vorsatz mag gut seyn, was den schlechten Wein der Dorfwirthshäuser betrifft, dieser aber ist Saint-Peray und der Saint-Peray der Madame Richard ist in der ganzen Provinz berühmt. Kostet ihn, sage ich; einmal ist noch keine Gewohnheit, zum Teufel!«

Fargeot wendete das Gesicht hinweg und wiederholte seine Weigerung.

»Wie Ihr wollt,« sagte Legris.

Er setzte sein Glas an die Lippen und schien den kostbaren Nectar mit innigem Behagen zu schlürfen.

Der ehemalige Trunkenbold blieb unerschütterlich.

Die Unterhaltung dauerte fort, indem der Eine nicht

müde ward zu fragen, während der Andere kurz und einsylbig antwortete.

Legris erfuhr auf diese Weise, daß Fräulein von Barjac, ihren guten Vorsätzen treu, seit der letzten Jagd in dem Walde von Mercoire noch kein einziges Mal wieder ihr Amazonencostüm angelegt, daß sie nicht mehr zu Pferde stiege, daß sie nicht anders ausginge, als in Begleitung des Chevalier von Magnac und mehrer Dienstleute, daß sie sehr einsam lebe, daß sie traurig und niedergeschlagen zu seyn schiene, u. s. w.

Trotz dieser interessanten Einzelnheiten war Legris in Bezug auf den Zweck des erhaltenen Auftrages immer noch nicht weiter gekommen. Er suchte daher ein Mittel, die eigentliche Frage geschickt auf's Tapet zu bringen, aber, mochte es nun Zufall oder Berechnung seyn, Fargeot gewährte ihm nicht die gewünschte Gelegenheit und die Zeit verging, ohne irgend ein Resultat herbeizuführen.

»Man muß ihm seine Lection gut eingeprägt haben,« dachte Legris, »oder er hat sich wirklich bekehrt. — Ich will des Teufels seyn, wenn ich weiß, wie ich diesen alten Tölpel fassen soll.«

Fargeot, der ohne Zweifel dieses zwecklosen Geschwätzes überdrüssig war, erhob sich endlich.

»Ich habe Alles beantwortet, was Ihr mich gefragt habt, Monsieur Legris,« hob er wieder an. »Ihr werdet mir daher nun erlauben, mich ebenfalls einer Botschaft zu entledigen. Soll ich meiner Herrschaft melden, daß Herr von Laroche-Boisseau noch immer auf dem guten Wege der Genesung ist?«

»Ihr könnt sogar melden, daß er vollkommen wieder hergestellt ist. Mein edler Freund spricht schon davon, wieder zu Pferde zu steigen.«

»Das wird Herrn von Magnac sehr freuen, denn es liegt ihm sehr viel daran, den Herrn Baron von seiner Wunde vollständig wieder hergestellt zu wissen.«

»Und warum denn, Fargeot?«

»Das weiß ich nicht. Und auch Ihr, Monsieur Legris, seyd frisch und munter. Eure Pflege kann für den Herrn Baron nicht mehr nothwendig seyn, da Ihr, wie man sagt, unaufhörlich in der Umgegend herumreiset.«

»Wie,« fragte Legris mit etwas unbehaglicher Miene, »ist es wahr, daß der Chevalier sich auch nach mir erkundigt?«

»Das wollte ich meinen! Er beschäftigt sich mit Euch eben so sehr wie mit Herrn von Laroche-Boisseau selbst, und erkundigt sich nach den kleinsten Einzelnheiten in Bezug auf den Einen wie auf den Andern.«

»Das ist zu viel Ehre. Ich muß Euch sagen, mein lieber Fargeot, daß der Baron sich nicht genug schont, und daß seine Kräfte sehr langsam zurückkehren. Ich muß immer da seyn, um fortwährend über ihn zu wachen, um ihn abzuhalten, Unklugheiten zu begehen. Beeilt Euch daher nicht allzusehr, diesem vortrefflichen Chevalier günstige Nachrichten mitzutheilen. Allerdings hoffe ich, daß Laroche-Boisseau in etwa vierzehn Tagen sich auf den Füßen wird halten können und daß ich selbst in Bezug auf ihn aller Sorge überhoben seyn werde.«

Legris rechnete darauf, daß vor Ablauf dieser Frist sein Freund und er Langogne und die Nachbarschaft von Mercoire verlassen haben würden.

»Es ist gut,« entgegnete Fargeot, »ich werde mich meines Auftrages gewissenhaft entledigen.«

Und er wollte das Zimmer verlassen.

Legris, der einen Augenblick lang durch das ein wenig zu lebhafte Interesse. welches der Chevalier von Magnac an ihm nahm, aus der Fassung gebracht worden, ward sofort wieder zum Bewußtseyn der gegenwärtigen Situation geweckt.

»Noch einen Augenblick, mein wackerer Freund,« hob er in gewinnendem Tone wieder an. »Ich bemerke an Euch einen geheimen Kummer, der mir Mitleid einflößt. Ich kenne euer Unglück, und obschon wir verschiedenen Ständen angehören —« er legte auf diese letzteren Worte besonderen Nachdruck — »so möchte ich Euch doch einige Tröstungen gewähren. Also, Vater Fargeot, woher kommt es, daß Ihr so verändert seyd? Fühlt Ihr Euch vielleicht in Mercoire nicht glücklich? Nimmt man vielleicht auf euer Unglück nicht die Rücksichten, die es verdient?«

Diese freundschaftliche Sprache war geeignet, einen lebhaften Eindruck auf Fargeot hervorzubringen, welcher, fortwährend düster und niedergedrückt und von Gewissensbissen gemartert, nicht gewohnt war, Worte der Theilnahme an sich richten zu hören. Dennoch aber antwortete er in bitterem Tone:

»Rücksichten, Monsieur! und welche Rücksichten wollt Ihr, daß man gegen mich habe? Jedermann klagt mich dort an und verachtet mich. Man hat mich allerdings in das Schloß aufgenommen, aber blos aus Mitleid und vielleicht meiner armen Tochter zu Liebe. — Man liebt mich nicht. Ich könnte hinter dem Zaune crepiren wie ein Hund und Niemand würde mich beklagen. — Aber,« fuhr er in wildem Tone fort, »habe ich nicht dies Alles und vielleicht noch etwas weit Schlimmeres verdient?«

»Aber warum denn? Ist es denn eure Schuld, wenn das arme Kind sich in den Kopf gesetzt hatte, Euch trotz

Grand-Pierre's Abreden in dem Walde aufzusuchen? Habt Ihr etwas gesagt oder gethan, was sie zu diesem unklugen Schritte getrieben hätte? Es ist dies weiter nichts als ein beklagenswerther Unfall, den es ungerecht und abgeschmackt wäre Euch beizumessen.«

»Glaubt Ihr das wirklich, Monsieur? Ist dies wirklich eure Meinung?« hob Fargeot wieder an, indem er sich mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Freude emporrichtete. Ich habe mir dies auch schon gesagt, aber die Andern und besonders der Pfarrer von Mercoire behaupten im Gegentheile —«

»Setzt Euch nieder und laßt uns plaudern wie gute Freunde. Die, welche Euch zu quälen suchen, haben vielleicht ihre Gründe, dies zu thun. Leute ohne Leidenschaft aber, wie ich oder mein würdiger Gönner Laroche-Boisseau, können Euch nur beklagen. Der einzige Strafbare ist jenes verwünschte Thier, welches wir, sobald der Baron vollends wieder hergestellt seyn wird, auf das Unermüdlichste verfolgen und bekämpfen werden.«

»O, erlaubt mir, Euch dabei zu helfen — ich werde Euch helfen!« rief Fargeot eifrig; »ich kann Euch die Mittel liefern, dieses nichtswürdige Thier zu ertappen. — Also,« fuhr er in verändertem Tone fort, »der Herr Baron findet auch, daß ich mir bei dem furchtbaren Ereigniß, welches mich — meiner armen Tochter beraubt hat, nichts vorzuwerfen habe?«

»Man müßte sehr dumm oder sehr schlecht seyn, um das Gegentheil zu denken, aber ich sage Euch nochmals, man hat sich befleißigt, Euch dergleichen Ideen einzuflößen, um irgend welchen Nutzen davon zu ziehen. — Was sagtet Ihr

denn von dem Pfarrer von Mercoire, welcher euer Gewissen durch unverdiente Vorwürfe zu beunruhigen gesucht hat?«

»Ach, Ihr habt Recht, Monsieur,« sagte der ehemalige Forsthüter mit feindseligem Ausdruck, »dieser Priester erwartete etwas von mir und ich habe jetzt die Gewißheit, daß er auf Anstiften der Mönche von Frontenac so handelte. Obschon ich aber vor Schmerz halb wahnsinnig war, so habe ich mich doch eben so schlau gezeigt als er, und er hat nicht erlangt, was er begehrte.«

»Und was begehrte er denn, mein lieber Fargeot?«

»Nichts, nichts, Monsieur.«

Legris begriff, daß er sich nicht übereilen dürfe, und daß er sein Ziel erreichen würde, wenn er mit verdoppelter Gewandtheit und Geduld zu Werke ginge.

»Aus allem diesen schließe ich, Fargeot,« hob er in sanftem Tone wieder an, »daß man Euch dort in Mercoire nicht gut behandelt und ich würde Euch rathen, das Schloß ohne Verzug zu verlassen. Meiner Treu, man würde Euch ja zuletzt den Kopf noch ganz verdrehen. Ihr seyd schon nicht mehr zu erkennen. Ihr, früher ein so flotter, lebenslustiger Kumpan, Ihr lebet wie ein Wolf Ihr lacht nicht mehr, Ihr sprecht nicht mehr. Euer Gesicht ist todtenblaß und eure Wangen sind hohl. Ich frage Euch, Fargeot, seyd Ihr ein Mann? So sucht Euch doch ein wenig aufzuheitern, morbleu! Kommt,« setzte er hinzu, indem er die Gläser wieder füllte, »ich will eine Gesundheit ausbringen, die Ihr Euch nicht weigern werdet mitzutrinken: Auf das Wohl eurer liebenswürdigen Herrin, des edlen Fräuleins von Barjac, und auf den Untergang der Intriguanten, von welchen sie umgeben ist!«

Gleichzeitig reichte er das volle Glas dem ehemaligen Forsthüter, der es ergriff.

»Eine solche Gesundheit kann ich nicht zurückweisen,« entgegnete er. »Fräulein von Barjac hatte sehr gute Absichten mit meiner unglücklichen Tochter, und obschon sie mich nicht liebt —«

»Sie würde Euch bedauern, Fargeot, wenn sie nicht fortwährend von den Creaturen der Mönche von Frontenac umlagert wäre, welche Gott oder der Teufel vernichten möge!«

»Dazu sage ich Amen von ganzem Herzen!« entgegnete Fargeot.

Und er leerte sein Glas.

Von diesem Augenblick an war es, als wenn Marion's Vater ein anderer Mensch würde. Die hinterlistige Gewandtheit des Versuchers hatte endlich über seine Gewissensbisse triumphirt. Zwischen dem Guten und dem Bösen schwankend, verfiel Fargeot wieder in das Letztere.

Ein leise aber sehr lebhaft geführtes Gespräch entspann sich nun zwischen den neuen Freunden. Fargeot, der seiner Schweigsamkeit entsagte, schien seinen früheren Instinct der Schlauheit wieder gefunden zu haben. Wenn aber gewisse Anträge ihn unangenehm berührten und sein Bedenken erweckten, so entwickelte Legris allemal doppelte Beredsamkeit und er konnte nicht widerstehen.

Uebrigens folgte nun ein Glas auf's andere. Fargeot that sich, nachdem er einmal das erste geleert keinen Einhalt weiter und suchte in der vortrefflichen Beschaffenheit des Weines eine Entschädigung für seine lange Enthaltsamkeit von jedem geistigen Getränk.

Als die zwei Flaschen Saint-Peray leer waren, verlangte man andere, dann noch andere. Der freigebige Spender ging mit gutem Beispiele voran und schonte sich selbst

nicht, so daß er am Ende der Sitzung fast eben so erhitzt war als sein Gast.

Das Resultat dieser Unterredung läßt sich leicht errathen. Allmälig herrschte vollständige Eintracht zwischen den beiden Trinkern. Das Gold, welches die Tasche des Einen füllte, ging in verschiedenen Quantitäten in die des Andern über. Es dauerte nicht lange, so nahm Fargeot seinerseits eine schmierige Brieftasche aus seiner Jacke und aus der Brieftasche ein Papier, welches er Legris überreichte.

Dieser gab, nachdem er einen Blick auf diese Schrift geworfen, eine außerordentliche Freude kund.

Taumelnd erhob sich Fargeot endlich.

»Na, das ist gut. Nun sind wir wieder flott!« rief er. »Ich will nicht mehr traurig seyn, morbleu! Ich will mir wieder gute Zeit machen. Kummer und Herzleid müßte ja zuletzt selbst eine Katze umbringen — tausend Donnerwetter! — Wohlan, Monsieur Legris, die Sache ist abgemacht. Ich kehre nach Mercoire zurück, um dort meine Entlassung zu nehmen. Dann trete ich in den Dienst des Herrn Barons, und wir suchen zusammen meinen ehemaligen Knecht Jeannot auf, dessen Zeugniß in dieser Sache so wichtig ist. Ich mache mich anheischig, ihm trotz seiner Verrücktheit die Zunge zu lösen, und übrigens wird er uns auch ohne Zweifel jene verwünschte Bestie des Gévaudan auffinden helfen, welche meine — doch, ich wollte ja nicht mehr daran denken. — Nur noch ein Wort, Legris. Wißt Ihr auch ganz gewiß, daß der Herr Baron mit allem diesen einverstanden seyn wird?«

»Er wird alle meine Versprechungen halten, Vater Fargeot, dafür stehe ich Euch, und, wenn ich es gestehen muß, ich handle in seinem Namen und Auftrag, und es ist sein Gold, welches jetzt in euren Taschen klirrt. — Geht da-

her und beeilet Euch wiederzukommen. Jetzt nur noch ein letztes Glas auf die Gesundheit eures neuen Herrn, des Barons von Laroche-Boisseau.«

»Ja, ja, auf die Gesundheit des Herrn Barons!« rief Fargeot, indem er entschlossen sein Glas leerte. »Und möge er alle diese Bösewichter von Mönchen entlarven, mit Einschluß jenes Heuchlers von Prior, der mir auf so stolze und übermüthige Weise begegnet ist. Ha! ha! nun wird man wissen, an welchem Holze ich mich wärme! Und die Andern da drüben in Mercoire, wie will ich sie in ihre Schranken zurückwerfen! Dieser alte, hochmüthige Chevalier mit seinem Nußknackergesicht, und diese alte Betschwester Magloire, und diese Taugenichtse von Lakeien, wie sollen sie vor Neid bersten, wenn sie mein Gold sehen! Ich kann es kaum erwarten, das zu sehen — ich will fort — ich gehe!«

Beide Zecher waren aufgestanden. Fargeot warf sich in Legris' Arme, welcher, selbst nicht mehr fest auf den Beinen, beinahe von der Wucht dieses Anpralles über den Haufen geworfen worden wäre.

»Ha, Legris,« rief er in gerührtem Tone, während er zugleich nach Art mancher Betrunkenen in Thränen ausbrach, »Ihr seyd mein Wohlthäter, mein Camerad, mein bester Freund! Ich war ein blinder, unglücklicher Dummkopf. Du hast mir die Augen und den Verstand geöffnet. Du hast mein Herz wieder mit Freude erfüllt. — Von nun an sind wir Freunde auf Leben und Tod. Wir müssen uns jetzt trennen, aber morgen komme ich wieder, und dann werden wir einander nicht mehr verlassen. — Was für herrliche Partien wollen wir mit einander machen! — Komm, komm, begleite mich — Du mußt mich zu Pferde steigen sehen. — Seine Freunde darf man nicht mehr verlassen, mein guter Legris.«

Während er so sprach, hatte er seinen Arm unter den seines Zechgenossen gesteckt, und zog diesen mit sich fort nach der Thür.

So schritten sie durch das niedrige Vorzimmer der Herberge, in welchem sich die Witwe Richard und ihre Dienstleute befanden. Legris war, wie wir wissen, außerordentlich elegant gekleidet. Nach seinem goldbetreßten Hut, seinem seidenen Rock, seinen Spitzen und Schulterknoten hätte man ihn für einen echten Edelmann halten sollen. Fargeot dagegen mit seiner plumpen Haltung, seinem plebejischen Gesicht und seinem unscheinbaren Costüm sah wie das Musterbild des gemeinsten Säufers aus. Obschon daher beide ihre Kleidung ein wenig in Unordnung hatten gerathen lassen, und obschon die Gesichter Beider eines eben so glühte wie das andere, so flößte doch diese Cameradschaft der schönen Wirthin und ihren Mägden den lebhaftesten Widerwillen ein.

Ohne sich um dieses stumme Mißfallen zu kümmern, erreichten die Beiden den Hof der Herberge, wo Fargeot das alte, engbrüstige Pferd wieder fand, welches ihn hierher getragen.

Man hörte sie noch einige freundschaftliche Worte und Empfehlungen wechseln, dann schwang sich der ehemalige Forsthüter mit Mühe auf seinen Gaul und ritt fort, indem er sein Lieblingsliedchen sang:

»Der Bruder trank wie Vier,
Der Prior aber wie Zehn.«

Eine Minute später trat Legris taumelnd in das Zimmer des Barons, um diesem über das Ergebniß seiner Mission Bericht zu erstatten.

Der Baron, der eben mit seinem Frühstück fertig war, runzelte anfangs die Stirn, als er den Zustand sah, in wel-

chem sein Vertrauter sich befand. Als aber Legris ihm die nähern Umstände seiner Unterredung mit Fargeot erzählt und ganz besonders, als er ihm das wichtige Papier gezeigt, welches der Forsthüter sich bis auf diesen Tag geweigert auszuhändigen, da konnte Laroche-Boisseau seine Freude nicht mäßigen.

»Diesmal habe ich sie!« rief er ungestüm. »Nun habe ich das Mittel in den Händen, diesen unverschämten Mönchen auf immer den Mund zu stopfen. Eine Anklage auf Mord — welch ein Glück! Schon die Drohung, diese Gräuel zu veröffentlichen, wird hinreichen, sie zu bestimmen, mir die Domainen Varinas wieder herauszugeben! Und welch eine schöne Rolle werde ich spielen! Es wird aussehen als suchte ich blos meinen ermordeten jungen Vetter zu rächen. Mein Haß und mein Zorn gegen diese Leute könnten sich gar nichts Besseres wünschen. — Göttlich manövrirt, Meister Legris! Ihr habt Euch in dem Kampfe nicht geschont, wie es scheint. Eine solche Bravour entwaffnet mich und Ihr sollt euren Antheil an dem Siege haben, ich verspreche es Euch. Jetzt möge der dicke Fargeot uns noch Gelegenheit geben, die Bestie des Gévaudan zu erlegen, und die schöne Schloßherrin soll mit allen ihren Reichthümern euer seyn. Ihr sehet, daß ich mit dem Lohne für eure Dienste nicht karg bin.«

Vielleicht lag in diesem Versprechen des Barons etwas Ironisches; Legris aber, dessen sonstiger Scharfsinn in diesem Augenblicke abgestumpft war, bemerkte dies nicht.

»Wohlan, Laroche-Boisseau,« rief er mit Wärme, »endlich erkenne ich eure gewohnte Generosität. Bald werdet Ihr den Gipfelpunct eurer Wünsche erreicht haben — das sage ich Euch voraus. Vertrauet diese Angelegenheit meinem Alten

an — Ihr werdet sehen, was er daraus zu machen weiß. Der Erfolg ist gewiß und mein Vater wird alle Vortheile herauszupressen wissen — dafür bürge ich Euch. Sagte ich Euch nicht, Baron, daß es mir gelingen würde! — Und seht nur, wie gut ich mit eurem Gelde hauszuhalten weiß. Hier sind noch zehn Louisdor, um die ich die Habgier unseres Mannes zu betriegen gewußt habe.«

Gleichzeitig bot er in seiner zitternden Hand die erwähnten Goldstücke dar. Laroche-Boisseau wendete das Gesicht ab.

»Ich mag sie nicht,« entgegnete er verächtlich. »Ihr werdet dieses Geld Fargeot zustellen. Es gehört ihm.«

»Ihr wollt es nicht?« hob Legris wieder an, »dennoch gibt es Tage, wo Ihr dessen nicht zu viel habt, Baron, und Ihr werdet Euch freuen, es im Nothfalle wieder zu finden. — Ich hebe es also für Euch auf. Man muß nicht so verschwenderisch seyn. — Ach, mein lieber Laroche-Boisseau,« fuhr er fort, indem er plötzlich den Ton wechselte und sich in einen Sessel warf, »Ihr könnt nicht begreifen, welche Opfer die Freundschaft auflegt. Würdet Ihr wohl glauben, daß ich mich so weit erniedrigt habe, in Gesellschaft dieses gemeinen Kerls zu trinken und ihn wie einen Freund zu behandeln! Und das habe ich gethan vor der Richard und ihren Mägden, welche sich darüber nicht schlecht zu moquiren schienen. — Kann man sich wirklich so weit vergessen?«

Und da die Reaction andauerte, so brach er endlich in Thränen aus.

»Durch Erniedrigung erhebt man sich zuweilen,« sagte der Baron. »Wenn Ihr Schloßherr von Mercoire seyd, werdet Ihr Fargeot schon wieder zur Raison zu bringen wissen.«

---

## III.

## Das Kloster.

Die Abtei Frontenac stand, wie wir bereits erwähnt haben, in einiger Entfernung von der kleinen Stadt Florac in einer jener malerischen gesunden, vortheilhaften Umgebungen, welche die Mönche so gut zu erkennen wußten, wenn sie den Ort ihres Wohnsitzes wählten. Sie lag in einem pflanzenreichen Thale und ihr Klima hatte nicht die unwirthliche Rauheit des nördlichen Theils der Provinz. Obstbäume, der Weinstock, der im Oberlande nur dem Namen nach bekannte Maulbeerbaum gediehen um das Kloster herum mit den Getreidearten, welche dem Menschen, und den Futterpflanzen, welche den Thieren zur Nahrung dienen.

Das Thal Frontenac gehörte schon zu jener gesegneten Region, welche man das südliche Frankreich nennt. Es war schon der Süden mit seinem blauen Himmel, seiner reinen Sonne und seinen glühenden Siroccowinden. Allerdings sendeten ihm die langen Bergketten, welche sich wie azurne Schranken am Horizont hinzogen, dann und wann auch ihre Gewitterwolken, ihre verheerenden Ströme, ihre Schneestürme, aber die Natur besaß auf diesem bevorzugten Orte so viel Macht und Fruchtbarkeit, daß diese Mißstände keine sichtbaren Folgen zurückließen und jedes Jahr zuletzt seinen Beitrag an Fülle und Ueberfluß lieferte.

Die Gründung des in diesem Thal errichteten Klosters gehörte, wie wir wissen, einer längst vergangenen Zeit an und mehre seiner Häupter hatten in der Geschichte der Provinzen der Sprache von Oc eine wichtige Rolle gespielt. Die Mönche dieses Klosters waren gelehrte Compilatoren, unter dem Namen von Bollandisten berühmt, Benedictiner, die sich historischen und literarischen Arbeiten widmeten. Eine ziemliche Zahl der staubigen Foliobände, welche noch heute auf den Bretgestellen unserer öffentlichen Bibliotheken stehen, sind in den Zellen von Frontenac geschrieben.

Die Höhe und der Umfang der Gebäude geben ebenfalls Zeugniß von der Wichtigkeit dieser berühmten Abtei. Man fand hier die Architektur aller Epochen, von der gothischen Bauart des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts an bis zu den glatten Flächen und den geraden Winkeln der neueren Zeit.

Hier und da erinnerten verfallene Giebel und durch Feuersbrunst verkalkte Steine an die Revolutionen und Unglücksfälle, welche dieses geheiligte Haus erfahren, die Gesammtheit der Bauwerke aber, welche mehre Höfe umschlossen, bot einen majestätischen Anblick dar.

Die Kreuzgänge besonders waren prachtvoll und ein umfangreicher Park, von hundertjährigen Bäumen beschattet, bot den Mönchen lange, den stillen Betrachtungen günstige Alleen.

Außer dieser umfassenden Gesammtheit von Gebäuden gab es auch noch einen isolirten Pavillon mit einem besondern Garten und einem besondern Eingang. Dies war so zu sagen der weltliche Theil der Abtei und man nannte ihn den Pavillon der Gäste. Er diente den Personen zur Wohnung, welche in dem Kloster zu thun hatten, den Verwandten und

Freunden der Mönche, auch schlichten Besuchern, und alle wurden hier mit freigebiger Gastfreundschaft bewirthet.

Hier wohnte auch Leonce, dem seine nahe Verwandtschaft mit dem allmächtigen Prior von Frontenac eine solche Gunst verschafft hatte. Der geliebte Zögling des Klosters bewohnte in diesem sogenannten Pavillon ein kleines Logis, welches aus einem Schlafzimmer und einem Arbeitscabinet bestand.

So lange er Kind gewesen war, hatte eine alte Gouvernante ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit gepflegt und später hatte ein Laienbruder die Verrichtungen eines aufmerksamen und eifrigen Dieners bei ihm versehen.

Was die Erziehung und den Unterricht Leonce's betraf, so waren diese ganz besonders das Werk seines Onkels, des Priors, gewesen; die andern Väter von Frontenac hatten jedoch ebenfalls großen Antheil daran genommen. Alles, was die Abtei an Linguisten, Historikern, Theologen und Mathematikern enthielt, hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, den Geist dieses geliebten Mündels des Klosters zu schmücken, und niemals hätte ein junger Mann mehr ausgezeichnete Lehrer in den verschiedenen Zweigen der menschlichen Kenntnisse gehabt.

Aber Leonce war auch in der That ein Wunder von Gelehrsamkeit, während gleichzeitig die Gewohnheit, in dem Pavillon zahlreiche Gäste — größtentheils Leute von Distinction — zu sehen, ihn unmerklich die Sitten und Gebräuche der Welt gelehrt hatte, in deren Mitte er dereinst leben sollte.

Seitdem aber Leonce mit seinem Onkel von Mercoire zurückgekehrt war, hatte in Folge der uns bekannten Ereignisse in dem ruhigen Pavillon der Gäste Alles eine andere

Gestalt gewonnen. Der Bewohner dieses Ortes, früher so still, schweigsam und fortwährend durch Studien in Anspruch genommen, war laut und lärmend geworden. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ging er fort oder kam zurück. Er umgab sich mit dem Kloster fremden Personen. Er stieg zu Pferde und seine Jagdhunde störten zuweilen durch ihr Gebell das Gebet in der nahen Kirche. In seinem Arbeitscabinet fingen die mathematischen Instrumente an zu rosten, die Erd- und Himmelsgloben waren mit Staub bedeckt; die aus der reichhaltigen Abteibibliothek entlehnten Bücher lagen auf der Diele, während Stühle und Tische mit Peitschen, Sporen und Flinten beladen waren.

Mit einem Wort der Bewohner des Pavillons war mit einem Male aus dem wissenschaftlichen und contemplativen Leben in das thätige und unruhige übergetreten, welches das Alter der Leidenschaften verkündet.

Dennoch aber hatte diese Veränderung den Prior und die anderen Würdeträger von Frontenac weder zu überraschen noch zu betrüben geschienen. Weit entfernt davon, belächelte man nachsichtig Leonce's Treiben und sein Onkel erlaubte ihm mit einer Nachgiebigkeit, welche an Schwäche zu grenzen schien, sich ohne Zwang seinen Geschmacksrichtungen hinzugeben.

Einige Mönche von untergeordnetem Rang murrten wohl zuweilen über die geräuschvollen Ausschreitungen des emancipirten jungen Mannes, aber man hörte nicht auf sie.

Der Neffe des Priors bewahrte in seinem Verhalten eine unbedingte Unabhängigkeit und wenn er einer Ueberwachung unterworfen war, so konnte diese, da sie sorgfältig verhehlt ward, ihm keinerlei Mißtrauen einflößen.

So war der Anfang des Winters herbeigekommen. An einem schönen Novembermorgen war Leonce mit seinem Pi-

queur und seinem Diener auf die Jagd geritten. Begierig, ihn wiederzusehen, kam der Pater Bonaventura auf den Einfall ihm entgegen zu gehen. Er verließ daher die Abtei, schlug sein Brevier auf und verfolgte mit langsamen Schritten einen gut unterhaltenen Weg, welcher nach dem Theile der Wohnung führte, wo sich Leonce befand.

Obschon die Kälte in den umliegenden Gebirgen sich so ziemlich streng gezeigt hatte, so hatte das glückliche Thal Frontenac doch noch nicht viel davon zu leiden gehabt. Das Gras war noch grün und die Kastanienbäume hatten noch nicht ihr Laub verloren. Uebrigens erfreute ein warmer, obschon bleicher Sonnenschein die Natur und machte die Vögel in den Gebüschen singen.

Nachdem der Prior das für diesen Tag bestimmte Gebet gelesen, setzte er sich auf das Geländer einer hölzernen Brücke, von wo aus man eine weite Aussicht auf die Landschaft hatte. Diese Brücke war die Grenze seiner Spazirgänge und hier gesellte sich sein Neffe gewöhnlich zu ihm.

Auch diesmal sollte das Warten des Pater Bonaventura nicht vergeblich sein. Es dauerte nicht lange, so verkündete ein Schuß und fernes Hundegebell ihm die Rückkehr der Jäger. Dann kam Leonce selbst aus dem Dickicht heraus, mit der Flinte auf der Schulter, von seinen Piqueurs und Hunden gefolgt.

Während der Mönch aber so auf das Herankommen seines Neffen wartete, warf er unwillkürlich einen Blick nach der entgegengesetzten Seite und bemerkte einen Gegenstand, welcher nicht verfehlte seine Aufmerksamkeit zu theilen.

Es war eine von zwei Maulthieren getragene verschlossene Sänfte, denn der Gebrauch der Carrossen war in dieser gebirgigen Gegend damals noch unmöglich. Außer dem Maul-

thierführer, welcher voranging, war die Sänfte von vier berittenen Lakeien escortirt.

Diese kleine Karawane kam eine der Anhöhen herab, welche das Thal beherrschten und lenkte ihre Schritte nach der Abtei.

Der Prior ward nachdenklich.

»Wer kann das seyn?« fragte er sich; »wir erwarten Niemanden im Kloster es müßte denn einer jener armen Edelleute der Umgegend seyn, welche unsern Wein und unsere Küche zu schätzen wissen — doch nein, diese Edelleute würden zu Pferde kommen. Es ist eine Dame oder ein Geistlicher, welcher auf diese Weise reist. Eine Dame würde nicht in die Abtei eingelassen werden; es muß daher also — aber ein auf diese Weise begleiteter Geistlicher müßte ein sehr hoher Würdenträger seyn.«

Er schwieg und betrachtete die Reisenden.

»Ach was!« hob er endlich wieder an, »das, was ich fürchte, kann ja gar nicht geschehen, wenigstens nicht so bald. Die Gerüchte, welche bis zu mir gedrungen sind, haben keine ernste Bedeutung. Ich wollte darauf wetten, daß es sich ganz einfach um irgend einen hochwürdigen Pater von Saint-Enimie handelt, welcher unserm Abt einen Besuch abzustatten kommt.«

Er ward in seinen Betrachtungen durch Leonce unterbrochen, welcher, seinen Leuten voraneilend, nur von einem schönen schwarzen Spürhund mit feuerfarbenen Flecken begleitet, herbeikam.

Der Neffe des Priors schien seit drei Monaten gewachsen und neue, vermehrte Körperkraft erlangt zu haben.

Seine Gesichtsfarbe war jetzt von der Bewegung und der Sonne gebräunt. Er hatte ein männliches Ansehen und

eine dreiste Haltung, welche durchaus nicht an seine frühere halb geistliche Schüchternheit erinnerte.

Er trug ein elegantes Jagdcostüm von grünem Tuch mit Gold betreßt und glich mehr einem jungen eleganten Edelmann und Freunde geräuschvoller und weltlicher Freuden und Vergnügungen als jenem im Schatten des Klosters erzogenen fleißigen Schüler, der noch vor Kurzem wie um eine Gnade darum bat, sein Gelübde als Mönch in der Abtei Frontenac ablegen zu dürfen.

Nichtsdestoweniger aber hatte Leonce von seiner Ehrerbietung gegen seinen Onkel und Wohlthäter durchaus nichts verloren. Als er sich ihm näherte, nahm er seinen Hut ab und küßte dem Pater Bonaventura die Hand. Erst nachdem er sich dieser Pflicht entledigt, rief er in freudigem Tone:

»Gute Nachricht, mein Onkel! Eine prächtige Jagd — — einen Fuchs und zwei Hasen habe ich auf mehr als sechzig Schritte Entfernung und zwar mit der Kugel erlegt. Denis, mein Piqueur und Lehrer, ist ganz entzückt. Was mich betrifft so wage ich noch nicht auf meinen Erfolg mir etwas einzubilden. Ich messe ihn vielmehr hauptsächlich der Vortrefflichkeit dieser Lütticher Kugelbüchse zu, welche Ihr mir gegeben, eben so wie dem wunderbaren Instinct dieses Hundes, den Ihr, ich weiß selbst nicht wie, einer fürstlichen Meute abwendig zu machen gewußt habt.«

Und er liebkoste das schöne Thier, welches um sie herumsprang und mit seinem buschigen Schweif wedelte.

»Nur nicht allzubescheiden, mein Sohn,« sagte der Mönch in gütigem Tone. »Diese Erfolge haben ihren Grund vor allen Dingen in deiner Geschicklichkeit. Ich freue mich aber sehr, daß dein Hund sich gut hält und um deine Jagdequipage vollständig zu machen, wirst Du in der Abtei den Hund Jean

Godart's finden, jenes muthige Thier, welches allein von allen Hunden dieser Gegend die Bestie des Gévaudan zu verfolgen und anzugreifen wagt.«

»Wäre es möglich, mein Onkel! Ich hatte aber doch sagen hören, daß Herr von Laroche-Boisseau —«

»Der Baron hatte allerdings eben so wie Du die Wichtigkeit eines solchen Beistandes begriffen, denn er scheint einen Feldzugsplan entworfen zu haben, welcher mit dem deinen große Aehnlichkeit hat. Deshalb hat er Jean Godart zwanzig Louisdor für den Besitz seines Hundes bieten lassen, aber ich hatte schon vierzig dafür gegeben und Jean Godart hat mir soeben dieses kräftige Thier zugeschickt, welches Du in dem Stalle des Pavillons angebunden finden wirst. Eben um Dir das glückliche Resultat meiner Bemühungen zu verkünden, bin ich Dir entgegengekommen.«

Leonce war außer sich vor Freuden und gab dem Prior seinen Dank auf die wärmste Weise zu erkennen.

»Aber, mein lieber Onkel,« fuhr er fort, »wer hindert mich dann, mich schon jetzt zur Verfolgung des Unthiers aufzumachen? Meine Ausbildung zum Schützen und Jäger ist beendet — meine Ausrüstung mit allem Zubehör ist bereit. Denis und Gervais, mein zweiter Piqueur, sind mir Einer so ergeben wie der Andere. Sie werden mir überall folgen, wohin ich gehe. Warum wollt Ihr daher zögern, mich zu beurlauben? Nach den letzten Berichten steht die Bestie in den Gebirgen des Mézenc, aus welchen man sie nicht herauszutreiben vermag. Ohne Zweifel werden wir sie dort finden und wenn Gott uns begünstigt —«

»Leonce, mein Sohn,« sagte der Mönch seufzend, »warum willst Du Dich so sehr beeilen, den Gefahren eines solchen Unternehmens entgegenzugehen? Ich fürchte Dich preiszuge-

ben und dann hoffe ich immer noch, daß ein neues Ereigniß Dich der Nothwendigkeit überheben soll, zu diesem äußersten Mittel zu schreiten.«

»Aber, mein Onkel, wie kann man vollendete Thatsachen ändern? Ich beschwöre Euch, haltet mich nicht länger zurück. Herr von Laroche-Boisseau ist, wie man mir sagt, von seiner Wunde wieder vollständig hergestellt. Er könnte meine Saumseligkeit benutzen um die versprochene Belohnung zu gewinnen. Dieses Unglück aber würde ich nicht überleben.«

»Sage nicht das, Leonce. Du weißt nicht, wie untröstlich mich solche Eventualitäten machen und wenn ich bedenke, daß Du ganz gewiß nicht der Einzige wärest, der darunter leiden würde! — Auch sie, jene stolze junge Dame, sie würde vor Kummer und Scham sterben, wenn sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, einen Gatten zu nehmen, der ihrer nicht würdig wäre.«

»Die Undankbare und Unkluge! sie hat durch ihre Thorheit die weisesten Pläne in Verwirrung gebracht. Vergebens habe ich, seitdem sie jenes unheilvolle Gelübde ausgesprochen, mich erboten, sie durch das Oberhaupt der Kirche wieder davon entbinden zu lassen. Trotz der Sanftheit und Unterwürfigkeit aber, welche sie gegenwärtig zeigt, hat sie sich geweigert darein zu willigen und mir mit ihrem gewohnten Stolze geantwortet, daß eine Tochter des Hauses Barjac niemals und in keinem Falle ihrem Wort untreu werden dürfe.«

»Und vielleicht, mein Onkel, hat sie Recht,« sagte Leonce in wehmüthigem Tone. »Niemand beklagt diesen verhängnißvollen Schwur mehr als ich, aber scheint es nicht, als bestünde das beste Mittel ihn zu büßen darin, ihn zu halten?«

Während dieses Gespräches kehrten der Prior und sein Neffe langsam nach der Abtei zurück. Sie wurden von Denis

und Gervais eingeholt, welche der Eine die Gewehre und der Andere das erlegte Wild ihres Herrn trugen.

Denis war ein Mann von sechzig Jahren, mit einem ehrlichen Gesicht, der trotz seines Alters noch eine eiserne Gesundheit und unermüdliche Körperkraft besaß. Gervais, der viel jünger war, schien die Einfalt, aber auch zugleich die Offenheit und Biederkeit der Gebirgsbewohner zu besitzen.

Der Mönch blieb stehen und lächelte sie an.

»Guten Tag, meine wackern Leute,« sagte er mit seinem gewohnten Wohlwollen. »Ich freue mich sehr Euch zu sehen, um Euch für euren Eifer und eure Hingebung für meinen Neffen zu danken. Welch einen geschickten Zögling habt Ihr aus ihm gemacht, Meister Denis! Aber glaubt Ihr wirklich, daß er schon im Stande sey, der furchtbaren Bestie des Gévaudan die Spitze zu bieten?«

»O, mit Verlaub, hochwürdiger Herr,« entgegnete Denis mit Enthusiasmus, »unser junger Herr wäre im Stande, selbst dem Teufel die Spitze zu bieten, wenn die Haut des Teufels von einer Kugel durchlöchert werden könnte! Ich wünschte, hochwürdiger Herr, Ihr hättet gesehen, wie er so eben erst diesem Fuchs auf zweiundsechzig Schritte Entfernung einen Stangenposten mitten durch den Kopf geschossen hat. Mehr kann man von Pulver und Blei nicht verlangen. Noch niemals habe ich eine solche Gewandtheit, einen so sichern Blick, eine so feste Hand gesehen. Und wie versteht Monsieur Leonce auch den Hirschfänger zu führen! Man soll sich nicht selbst rühmen, aber wenn man erwägt, daß Monsieur Leonce von Niemanden Unterricht erhalten hat, als von mir —«

»Ihr habt Recht, Denis,« entgegnete der Prior in heiterem Tone, »man muß gerecht seyn, auch gegen sich selbst. Wohlan, Ihr werdet uns immer voranschreiten, um in die

Abtei zurückzukehren und Euch so schnell als möglich eurer Bürden zu entledigen. Dann werdet Ihr in meinem Namen den Vater Oeconom aufsuchen und ihm sagen, daß er Euch, Denis, zwanzig, und Euch, Gervais, zehn Louisdor auszahlen soll. Fahret Beide fort meinem Neffen treu zu dienen — Ihr werdet dafür belohnt werden.«

Denis und Gervais wollten, außer sich vor Freude dem Prior für seine Freigebigkeit danken, der Pater aber gab ihnen durch einen Wink zu verstehen, daß er mit Leonce allein zu bleiben wünsche.

Deshalb begnügten sie sich mit einer tiefen Verbeugung und setzten ihren Weg nach dem Schlosse weiter fort.

Als sie sich entfernt hatten, hob Leonce in schüchternem Tone an:

»Ich bewundere eure Freigebigkeit, mein Onkel, aber zuweilen fürchte ich, daß sie Euch lästig werden müsse. Meine Liebhabereien kosten Euch schwere Summen.«

»Haben diese Bedenklichkeiten vielleicht ihren Grund in dem Geschenk, welches ich so eben diesen armen Leuten gemacht?« fragte der Prior lächelnd. »Laß Dich dadurch nicht beunruhigen, Leonce, Du kannst auf würdige Weise alle Dienste belohnen, welche Dir geleistet werden — und zu diesem Zwecke habe ich heute Morgens selbst auf deinen Tisch eine Rolle von hundert Louisdor gelegt, wovon Du nach deinem Gutdünken Gebrauch machen wirst.«

»Eure Güte beschämt mich, mein Onkel, und ich weiß nicht, ob ich —«

»Nimm es nur getrost an, mein Sohn, denn dieses Gut ist das deine. Du bist bis jetzt zu zartfühlend gewesen, Leonce, um Dich nach deinem väterlichen Erbtheil zu erkundigen, aber es ist bedeutend, und wenn ich Dir davon Rechenschaft ablegen

werde, was nun nicht lange mehr dauern kann, so wirst Du sehen, daß es mit Weisheit und Umsicht verwaltet worden ist. Verfüge daher schon jetzt darüber. Du hast bei uns von deiner Kindheit an Nüchternheit, Klugheit und Mäßigung in deinen Wünschen gelernt. Du wirst Dich daher deines Reichthums mit Maß bedienen, davon bin ich überzeugt.«

Leonce wollte antworten, als die große Glocke der Abtei plötzlich geläutet ward, wie an hohen Festtagen.

»Was ist das, mein Onkel?« fragte er stutzend.

»Ich weiß es nicht; es ist jetzt kein Gottesdienst. Dieses Läuten muß daher nothwendig die Ankunft eines Oberen oder die sofortige Versammlung des Capitels, vielleicht auch Beides verkünden. Da nun unser vortrefflicher Vater Abt in diesem Augenblicke an einem seiner Gicht- und Rheumatismusanfälle leidet, so muß ich ihm sehr rasch zu Hilfe eilen. Ich bitte Dich deshalb, Leonce, deinen Schritt zu beschleunigen.«

»Sehr gern, lieber Onkel; aber errathet Ihr nicht die Ursache?«

»Ich hoffe immer noch, daß es sich blos um einen Staatsbesuch handelt. Monseigneur der Bischof von Mende haben gerade seit einigen Tagen seine Rundreise begonnen. Aber,« hob Bonaventura an, als er einen Mönch gewahrte, der ganz außer Athem auf sie zugeeilt kam, »was will denn der gute Vater Anselm von uns? Es muß etwas Außerordentliches vorgehen, daß er sich hat überwinden können, so schnell zu laufen.«

In der That dauerte es nicht lange, so erreichte sie ein großer, starker, keuchender Mönch, dessen gewöhnlich freundliches Gesicht in diesem Augenblicke Unruhe und Aufregung zu erkennen gab.

»Ach, theurer Pater Prior,« rief er, »beeilt Euch

hereinzukommen. Noch niemals ist unser heiliges Haus in in einem solchen Wirrwarr gewesen. Man verliert den Kopf — man sucht Euch überall. Nur eure Gegenwart kann uns wieder beruhigen.«

»Um was handelt es sich denn?« fragte Bonaventura, indem er seinen Schritt beschleunigte. »Ist der Gast, welcher so eben angekommen, nicht der Bischof von Mende?«

»Ach leider nein, Pater Prior. Wohl ist es ein Bischof, aber nicht der von Mende. Er heißt Monseigneur de Cambis, Bischof von Aleppo in partibus, und nennt sich Commissär des Königs bei dem Abte und dem Capitel von Frontenac.«

»Commissär des Königs?« wiederholte Bonaventura, welcher nicht umhin konnte zu erbleichen. »Und warum sollte die weltliche Macht in den Angelegenheiten der Abtei einschreiten?«

»Das müßt Ihr besser wissen als ich, Pater Prior; aber Monseigneur von Cambis spricht mit uns Allen in einem strengen Tone, an den wir nicht gewöhnt sind. Er behauptet, mit besonderem Befehle des Königs und von Monseigneur dem Bischof von Mende beauftragt zu seyn, zu dessen Sprengel wir gehören. Kaum angelangt, hat er die Erfrischungen zurückgewiesen, welche wir uns beeilten ihm anzubieten, und befohlen, das Capitel zu versammeln, nicht das große, welches aus sämmtlichen Vätern von Frontenac besteht, sondern das kleine, welches blos aus den Würdenträgern des Klosters zusammengesetzt ist. Man hat ihm gehorcht, denn man zittert schon vor ihm und die Mitglieder des kleinen Capitels sind in dem Zimmer des Abtes versammelt. Was Euch aber besonders in Erstaunen setzen wird, hochwürdiger Prior, ist der Umstand, daß Monseigneur sich vor allen Dingen nach Euch erkundigt hat.«

»Nach mir?«

»Ja, und als er eure Abwesenheit erfahren, hat er zu fürchten geschienen, daß Ihr das Kloster für immer verlassen hättet, was ihn sehr zornig gemacht hat, und ist erst wieder ruhig geworden, nachdem man ihm gesagt, daß Ihr blos um eines einfachen Spazirganges willen ausgegangen wäret. Der Vater Abt ist ganz erstarrt und hat mich beauftragt, Euch entgegenzueilen, um Euch zu bitten, so schnell als möglich zu kommen.«

»Nun gut! Eure Aufgabe ist beendet, Vater Anselm, und wir sind endlich angelangt. Gott schütze uns vor allem Uebel!«

In der That trat man in diesem Augenblicke in den ersten Hof der Abtei. Dieser sonst so ruhige Hof bot in diesem Augenblicke ein lebensvolles Schauspiel dar. Die Sänfte, welche der Pater Bonaventura gesehen, stand noch fertig angespannt in einem Winkel. Die vier Lakeien der Escorte waren abgestiegen, standen aber unbeweglich da, den Zaum ihrer Pferde über den Arm geworfen, als ob sie Befehle erwarteten. Laienbrüder irrten um sie herum, und schienen ihre Rosenkränze zu beten. Einige am Eingange eines Corridors, der nach dem Zimmer des Abtes führte, stehende Väter sprachen eifrig mit einander, während die große Glocke des Klosters fortfuhr mit ihrem sonoren Geläute das alte Gebäude zu erschüttern.

Bei der Ankunft des Priors schwieg man und Aller Augen wendeten sich auf ihn. Sey es nun aber, daß die Gesetze des Hauses verboten, einen Obern auszufragen, sey es, daß man schon Kenntniß von irgend einem dem Pater Bonaventura ungünstigen Gerüchte hatte, Niemand wagte ihn an-

zureden und man begnügte sich damit, sich vor ihm zu verneigen, während er vorüberging.

Der Prior hatte seinerseits die Ruhe und Heiterkeit seines Geistes wieder gewonnen. Nachdem er die Vorhalle der Abtei durchschritten, sagte er in freundschaftlichem Tone zu seinem Führer:

»Ich danke für eure Mühe, Pater Anselm; da Ihr aber noch nicht zu dem kleinen Capitel gehört, so müssen wir uns hier trennen. Ich werde zu unserm hochwürdigsten Abt hinaufgehen; Ihr, liebe Brüder, betet unterdessen.«

»In welcher Absicht, wenn ich fragen darf?« fragte der Mönch mit schlecht verhehlter Neugier.

»Damit Gott uns Allen die Kraft gebe, eine peinliche Pflicht zu erfüllen und daß er uns öffentliches Aergerniß vermeiden lasse.«

Und er verdoppelte seinen Schritt, während Anselm nicht wußte, was er aus dieser Antwort machen sollte.

Als Bonaventura eben die Schwelle des von dem Abt bewohnten Gebäudes überschreiten wollte, fühlte er sich sanft zurückgehalten, und Leonce, der ihn nicht verlassen, fragte ihn mit unruhiger Miene:

»Mein Onkel, ich bitte Euch, was geht denn vor? Man sollte meinen, es drohe Euch ein Unglück! Könnet Ihr mir nicht sagen —«

Bonaventura lächelte ihn friedlich an.

»Nichts, es ist nichts, mein Sohn,« hob er an. »Du würdest unrecht daran thun, wenn Du Dich beunruhigen wolltest. Es handelt sich ohne Zweifel um eine Angelegenheit der innern Disciplin, welche sich mit Sr. Eminenz dem Bischof von Aleppo leicht ordnen lassen wird. Kehre in den Pavillon

zurück, Leonce, und denke nicht weiter an alles dies. Und,« setzte er mit nachdenklicher Miene hinzu, »da Du so lebhaft wünschest, Dich aufzumachen, um die Bestie des Gévaudan zu jagen, so sehe ich nicht ein, weshalb ich deinen Wünschen länger widerstehen sollte. Triff daher schon jetzt deine Anstalten zur Abreise. Sobald das Capitel geschlossen ist, werde ich Dich in deinem Zimmer aufsuchen und wir werden dann über die letzten Maßnahmen, welche zu treffen sind, uns besprechen.«

»Was, mein Onkel,« rief Leonce ganz erfreut, »Ihr wolltet endlich einwilligen —«

»Ich muß wohl, böser Knabe, da Du Dich so sehr darnach sehnst. Ich bin übrigens in Bezug auf diese Trennung noch nicht ganz entschieden und will mich erst über gewisse Punkte aufklären, ehe ich Dich definitiv verabschiede. Indessen richte alles so ein, als ob Du noch heute die Abtei verlassen wolltest. — Auf baldiges Wiedersehen also, mein lieber Leonce — man erwartet mich. Gott behüte Dich.«

Er lächelte nochmals, grüßte mit der Hand und trat in das Kloster.

Leonce ahnte, daß sein Onkel nicht so ruhig sey, als er scheinen wollte, aber die Freude hinderte ihn, eine Menge Umstände zu bemerken, welche zu jeder andern Zeit seinen Argwohn erweckt hätten, und er begab sich zurück nach dem Pavillon der Gäste.

## IV.

## Das Capitel.

Das Zimmer des Abtes von Frontenac war ein düsteres Gemach, mit Kastanienholz getäfelt und mit Schnitzwerk und Gemälden geziert, welche Gegenstände aus dem Leben der Heiligen darstellten. Die tiefen mit gemaltem Glas versehenen Fenster warfen seltsame Färbungen auf die fünf oder sechs alten kahlhäuptigen Mönche, welche den Geheimrath des Klosters bildeten.

Diese Mönche saßen in hölzernen Sesseln um ihren Abt herum, einen ehrwürdigen Greis, dessen Geisteskräfte durch seine körperliche Gebrechlichkeit mit jedem Tage mehr geschwächt wurden. Halb in einem großen Sessel liegend hatte das Haupt der Brüderschaft sich Beine und Füße mit Decken umwickeln lassen. Aus Respect vor dem vornehmen Besuch aber, der auf so unerwartete Weise in Frontenac angekommen war, hatte er sich schnell sein Priestergewand über seine Krankenkleider werfen lassen. Eine goldene Mitra hatte seine gewöhnliche, weit weniger majestätische Kopfbedeckung ersetzt und er hatte befohlen, daß man seinen Krummstab an die Armlehne seines Sessels binde.

So von den Insignien seiner Würde umgeben, bemühte er sich, eine kalte, ernste Miene anzunehmen, die aber seine innere Unruhe und seine physischen Leiden nicht ganz zu verhehlen vermochte.

Ihm gegenüber, auf einem Sitze, der höher war als der seine, saß wie auf einem Thron der mit einer königlichen Mission an die Abtei von Frontenac beauftragte Bischof. Die schwächliche Gestalt und bleiche Gesichtsfarbe des Monseigneur de Cambis bildeten einen auffallenden Gegensatz zu den furchtbaren Vollmachten, mit welchen er, wie man sagte, bekleidet war. Man hatte ihm ein sammtenes Kissen unter die Füße legen müssen, weil diese sonst nicht die Diele berührt haben würden. Sein hageres Gesicht schien mit einer eigenthümlichen Beweglichkeit begabt zu seyn. Sein Blick war lebhaft und durchbohrend seine Stimme scharf und kurz, seine Aussprache rasch und gewandt.

Er trug die violette Soutane und sein nur noch mit wenigen Haaren versehenes Haupt war mit einem einfachen violetten Käppchen bedeckt.

Trotz seines schwächlichen Aussehens aber hatte er etwas Stolzes, was imponirte.

Auf einem Tisch von Eichenholz, welcher so stand, daß er ihn bequem mit der Hand erreichen konnte, lagen Papiere und Pergamente, von welchen mehre mit großen, wächsernen und bleiernen Siegeln versehen waren.

Als der Prior eintrat, sprach der Bischof zu dem Capitel mit gedämpfter Stimme, aber mit außerordentlicher Heftigkeit.

Die Väter und der Abt hörten ihn mit bescheidenem Schweigen, gesenkten Häuptern und die Hände in den weiten Aermeln ihrer Gewänder verbergend an und schienen eben so vielen Statuen zu gleichen.

Bei dem Anblick des Pater Bonaventura aber, der Weisheit und Kraft des Klosters, gewannen die Statuen wieder Leben. Alle richteten sich auf und schienen freier zu ath-

men, ein Blitz der Hoffnung erleuchtete die strengen Züge. Der Abt besonders schien von einer ungeheuren Last befreit zu werden. Er hob die Hände zum Himmel empor und sagte mit Lebhaftigkeit zu dem Bischof:

»Verzeihet, Monseigneur! Hier kommt endlich unser würdiger Pater Prior, welcher alle Fragen Ew. Eminenz besser beantworten können wird, als wir.«

Und sich zu Bonaventura wendend setzte er hinzu:

»Ach, lieber Bruder, in welche Verlegenheiten habt Ihr mich gebracht! Gott stehe mir bei! Die Kraft verläßt mich!«

Und er fuhr mit dem Taschentuch über seine von kaltem Schweiß benetzte Stirn.

Der Bischof von Aleppo hatte geschwiegen und betrachtete mit neugierig forschendem Blick den Prior von Frontenac.

Dieser gerieth durchaus nicht in Aufregung, als er diesen auf sich gehefteten forschenden Blick fühlte. Er benetzte ruhig seine Finger in dem neben der Thür angebrachten Weihkessel, machte das Zeichen des Kreuzes, verneigte sich tief vor dem Abt und kniete dann demüthig auf das Kissen zu den Füßen des Bischofs nieder.

»Ew. Eminenz,« sagte er, »geruhe mir Ihren Segen zu ertheilen.«

Es lag hierin nichts, was nicht mit dem damals in der kirchlichen Hierarchie gebräuchlich gewesenen Ceremoniell übereingestimmt hätte. Dennoch aber bog sich der Bischof lebhaft zurück.

»Wartet einen Augenblick, Vater Prior,« sagte er kurz, »wir werden bald sehen, ob ich darf. — Erhebt Euch und nehmt Platz. Ihr habt uns lange warten lassen.«

Bonaventura erhob sich, verneigte sich abermals und nahm dann den neben dem Abt stehenden leeren Sessel ein.

Es trat ein Augenblick drohenden Stillschweigens ein.

»Pater Bonaventura, Prior der Abtei von Frontenac,« hob der Bischof von Aleppo wieder an, indem er auf die auf dem Tische liegenden Schriften zeigte, »ich habe dem Capitel schon die Vollmachten mitgetheilt, kraft deren ich mich sowohl in geistlicher als in weltlicher Beziehung nach gewissen Ereignissen erkundigen soll, die schon längere Zeit geschehen sind und auf die Erbschaft des verstorbenen Grafen von Varinas Bezug haben. Diese Vollmachten verleihen mir unbeschränkte Autorität in Bezug auf Erörterung der Thatsachen, um welche es sich handelt. Wollt Ihr vielleicht ebenfalls einen Blick auf diese Documente werfen?«

Der Prior verließ seinen Platz nicht, sondern antwortete in bescheidenem Tone, daß es ihm durchaus nicht einfiele, Monseigneurs Autorität in Abrede zu stellen. Er würde sich vielmehr für seinen Theil ohne Murren allen Entscheidungen Seiner Eminenz unterwerfen.

Diese Antwort besänftigte den Prälaten ein wenig.

»Gut,« entgegnete er. »Ihr, Pater Prior, habt ganz besonders ein Interesse daran, daß man in dieser Angelegenheit die Gerechtigkeitspflege streng aufrecht erhalte. Ich darf Euch von jetzt an nicht mehr verhehlen, daß Ihr auf die ernsthafteste Weise angeklagt seyd, auf eine Weise welche nicht blos euren geheiligten Charakter als Priester, sondern auch euren Ruf als ehrlicher Mann gefährdet. Man versichert hier allerdings, daß Ihr an dem ungeheuerlichen Verbrechen, dessen Ihr angeklagt werdet, unschuldig seyet, und daß ein Wort aus eurem Munde hinreichen werde, Euch zu rechtfertigen. Möge es Euch gefallen, dieses Wort auszusprechen. Ich werde Euch so viel als bei mir steht die Mittel zum Beweise eurer Unschuld erleichtern; wenn dieser Beweis aber Euch nicht ge-

lingen sollte, so macht Euch darauf gefaßt, in mir einen unerbittlichen Richter zu finden.«

Bonaventura verneigte sich abermals. Der gute alte Abt, welcher wieder Muth gefaßt, wagte einen Versuch zu Gunsten seines unverbrüchlichen und schon so lange liebgewonnenen Rathgebers zu machen.

»Monseigneur,« sagte er sanft, »unser vielgeliebter Bruder Prior ist, wie ich Euch wiederhole, unter uns ein Musterbild von Weisheit und Frömmigkeit. Alle unsere hier anwesenden Väter sind Bürgen für seine Unschuld.«

»Das ist wahr, Monseigneur, das ist sehr wahr,« sagten die andern Mönche ehrerbietig.

»Ruhig, lieben Brüder,« entgegnete der Bischof kurz. »Der Geist der klösterlichen Solidarität reißt Euch zu sehr hin, und vielleicht sollte ich deshalb ernste Vorwürfe an die ganze Brüderschaft richten. Wenn ein Einziger ein Verbrechen begangen hat, haben dann nicht auch alle Andern Nutzen davon gezogen? — Doch es ist Zeit, diese allgemeinen Bemerkungen ruhen zu lassen. Höret mich daher an und wisset, warum ich hierher gesendet bin, mit der Macht, zu binden und zu lösen, zu belohnen und zu strafen.«

Gleichzeitig begann er den Gegenstand seiner Mission ausführlich auseinander zu setzen. Da die Thatsachen, um welche es sich handelte, dem Leser bereits bekannt sind, so werden wir uns darauf beschränken, in wenigen Worten zu sagen, auf welche Weise sich das Ungewitter zusammengezogen hatte, welches nun mit einem Male sich über die Abtei Frontenac und ihren Prior entlud.

Wir wissen wie die Schrift, welche Fargeot anfänglich an den Pater Bonaventura hatte verkaufen wollen, in die

Hände des Barons von Laroche-Boisseau gelangt war. Im Besitz dieses Papieres hatte der Baron versucht, sich seiner zu bedienen, um die Mönche zu bewegen, ihm die Domaine Varinas herauszugeben, deren directer Erbe er seit dem Tode des letzten Mitgliedes dieser Familie war. Durch den geschickten Rath des älteren Legris unterstützt, setzte er daher eine Eingabe an den König auf, in welcher die gegen die Abtei und ihren Prior geltend zu machenden Thatsachen aufgezählt waren. Diese mit den dazu gehörigen Unterlagen begleitete Eingabe ward ohne Verzug nach Versailles gesendet.

Laroche-Boisseau hatte trotz der Verachtung, in welche er in seiner Provinz gekommen, bei Hofe immer noch Freunde. Sein Titel als Baron des Gévaudan und Wolfsjägermeister verliehen ihm Ansehen bei gewissen einflußreichen Personen, welche seine Sache mit Eifer in die Hand genommen hatten. Seine Eingabe war daher dem König überreicht und dem Kanzler von Frankreich auf ganz besondere Weise empfohlen worden.

Die Umstände waren für ein Gesuch dieser Art sehr günstig. Der Philosophismus machte fortwährend Fortschritte. Voltaire war eine Macht, die Werke Rousseau's erschütterten schon die alte Welt. Der Herzog von Choiseul, damals Minister, gab viel auf die öffentliche Meinung, welcher er nur erst kürzlich den Jesuitenorden geopfert hatte.

Die in der Eingabe gegen die reiche Abtei Frontenac erhobenen Anklagen schienen die ernsteste Aufmerksamkeit zu verdienen. Man wollte sich ein Ansehen der Unparteilichkeit geben, indem man sich streng gegen die Geistlichkeit wie gegen ihre Feinde zeigte. Nun lag in der Ueberredung des Grafen von Varinas, ganz besonders aber in dem geheimnißvollen Tode seines Kindes und in der Ueberlassung seines großen

Vermögens an die Brüderschaft viel, was die öffentliche Entrüstung erregen mußte. Es kam daher viel darauf an, so schnell als möglich Gerechtigkeit zu üben, dabei aber auch ein Aufsehen zu vermeiden, welches schlimme Folgen gehabt haben würde.

In dieser Absicht hatte die königliche Regierung beschlossen, heimlich einen mit Vollmachten versehenen Commissär nach Frontenac zu schicken, um diese schlimme Angelegenheit zu untersuchen und sie ohne Geräusch zu schlichten.

Man hatte zu dieser schwierigen Mission den Herrn von Cambis gewählt, einen leidenschaftlichen und heftigen Mann, dessen Rechtlichkeit aber über allen Zweifel erhaben war.

Der Bischof hatte sich durch seinen Eifer und seine unermüdliche Thätigkeit seiner hohen Mission würdig gezeigt. Er war von Paris aufgebrochen, noch ehe eine Nachricht nach Frontenac hatte gelangen können; er war Tag und Nacht gereist, ohne weiter Halt zu machen, als um seine Vollmachten bei dem Bischof von Mende vorzuzeigen, und er fiel daher wie ein Donnerschlag auf die Abtei und zwar mit einer um so furchtbareren Autorität, als diese im Dunkeln und ohne Controle geübt werden sollte.

Der Prälat zählte, indem er die mitgebrachten Papiere zur Hand nahm und unter welchen sich die Erklärung der Frau Fargeot's eben so befand, wie die Eingabe des Barons, ausführlich die Beschuldigungen auf, welche gegen die Väter von Frontenac erhoben wurden. Er erinnerte an den früher von Laroche-Boisseau Vater und Sohn als nächsten Verwandten und gesetzlichen Erben des Grafen von Varinas anhängig gemachten Prozeß und behauptete, daß die Entscheidung der Richter über die Giltigkeit des Testamentes des verstorbenen Grafen ganz anders ausgefallen wäre, wenn man damals

schon die seltsamen Mittheilungen gekannt hätte, welche später zu Tage gekommen seyen.

»Aber,« fuhr er fort, »diese Erbschaftsangelegenheit ist es nicht zunächst, worauf ich eure Aufmerksamkeit lenken will, hochwürdige Brüder. Wenn die Brüderschaft aus gewinnsüchtigen Absichten einen kranken Edelmann, dessen Geist geschwächt war, überredet, wenn sie in seiner offenkundigen, von den Baronen von Laroche-Boisseau beinahe eingestandenen Ketzerei eine Entschuldigung zu finden geglaubt hat, um sich eine Erbschaft vermachen zu lassen, so ist das ohne Zweifel ein großes Unrecht, aber es ist wieder gut zu machen. Ich bin ermächtigt, eine Restitution zu Gunsten des gegenwärtigen Barons von Laroche-Boisseau zu verlangen und ich werde nicht ermangeln, dies zu thun, denn die Gerechtigkeit erstreckt sich über die Ketzer eben so gut, wie über die Orthodoxen. Was aber das Herz zerreißt, was gleichzeitig Abscheu und Entrüstung erregt, ist, daß ein Priester dieses Hauses mit Grund in Verdacht der Mitschuld an der Ermordung eines armen Knaben steht. — Diese furchtbare Anklage muß den Vortritt vor allen andern haben und sie ist es, meine Brüder, auf welche ich Euch vor allen Dingen beschwöre zu antworten. Redet ohne Furcht. Nichts von dem, was hier gesprochen wird, soll draußen verlauten und unbedingte Geheimhaltung wird eure Geständnisse bedecken, aber die Wahrheit muß vollständig zu Tage kommen.«

Der königliche Commissär schwieg ermüdet durch diese lange Anrede. Zu seinem großen Erstaunen gaben die Zuhörer mehr Traurigkeit als Schrecken zu erkennen. Der Abt selbst zeigte sich trotz seiner Körperleiden nicht niedergeschlagen und sagte, indem er sich mit edler Geberde aufrichtete:

»Im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und aller

Heiligen protestire ich gegen die schlimmen Absichten, die Aergernisse und die Verbrechen, deren man die Brüderschaft von Frontenac und ganz besonders unsern theuern, verehrten Bruder Prior anklagt. — Diese Anklagen sind falsch und verleumderisch und der hochwürdige Prälat, der mich hört, wird einst bedauern, sich zum Echo derselben gemacht zu haben.«

Herr von Cambis runzelte die Stirn.

»Sehr gut, hochwürdigster Abt,« entgegnete er, »aber ich kann mich nicht länger mit einfachen Abläugnungen begnügen. Ich führe Thatsachen an, und durch Thatsachen muß man mir antworten. Bruder Prior Bonaventura,« fuhr er zu diesem gewendet fort, »Ihr habt den schwersten Antheil an der Verantwortlichkeit, welche auf der Abtei lastet. Was habt Ihr zu eurer Rechtfertigung zu sagen?«

Bonaventura erhob sich mit bescheidener Geberde.

»Monseigneur,« antwortete er unter tiefem Schweigen, »ehe man solche Anklagen gegen ein so altes und berühmtes Haus erhebt, ein Haus, welches so viele eifrige Vertheidiger der Religion, so viel Bekenner des Glaubens gebildet, und welches noch heute so viele durch Wissenschaft, Tugend und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer zählt, wäre es vielleicht gerecht und dem Geiste der Kirche gemäß gewesen, die Aussagen unserer Verleumder erst näher ins Auge zu fassen. Wer sind nun aber nach den Anklageschriften selbst, von welchen Ihr uns so eben Kenntniß gegeben, die Personen, welche diese schweren Verleumdungen gegen uns auszusprechen wagen? Ich kann, ohne gegen die Mäßigung zu verstoßen, sie auf folgende Weise characterisiren: Die Amme des jungen Vicomte, eine schwache, furchtsame Frau, die vielleicht in der Strafbarkeit Anderer eine Entschuldigung für ihre eigene

Nachlässigkeit suchte; dann der Forsthüter Fargeot, ihr Ehemann, ein Trunkenbold, der mir selbst gegen eine Summe Geldes das Hauptbeweisstück dieser Anklage überlassen wollte, und dessen Erbieten ich mit Verachtung zurückgewiesen habe; dann endlich der Baron von Laroche-Boisseau, ein Abtrünniger, ein Wüstling, der, nachdem er sein Geld durch ein wüstes Leben verschwendet, sich für die Niederlage, die er schon bei der versuchten Streitigmachung der Erbschaft seines Onkels erlitten, hat rächen wollen. Was Jeannot, den ehemaligen Knecht, anbelangt, dessen Aussage in Bezug auf das was mich betrifft, sehr viel Bedeutung haben könnte, so ist dieser schon seit mehren Jahren mit jener Monomanie behaftet, welche man die Lykanthropie nennt, und seine Behauptung verdient daher keinen Glauben.«

»Sehr gut,« sagte der Prälat, den Kopf emporwerfend, »ich verstehe euer Vertheidigungssystem. Ihr wollt den hohen Ruf von Weisheit und Frömmigkeit, dessen Ihr Euch erfreuet, der Unwürdigkeit eurer Feinde gegenüber stellen; aber Leute, die an und für sich wenig achtungswerth sind, können dennoch die Wahrheit gesagt haben, und ich erkläre noch einmal, einfache Abläugnungen reichen nicht hin, um ein ganzes Actenstück von materiellen Beweisen zu vernichten. Was den blödsinnigen Jeannot betrifft, so versichert der ehemalige Oberforsthüter von Mercoire unter der Garantie des Barons von Laroche-Boisseau, daß dieser Mann trotz seiner gegenwärtigen Krankheit lichte Augenblicke hat. Demzufolge haben Herr von Laroche-Boisseau und Fargeot sich auch die Aufgabe gestellt, diesen Unglücklichen aufzusuchen und sich anheischig gemacht, binnen einigen Tagen —«

»Ich kann ihnen einen ermüdenden und vielleicht gefährlichen Schritt ersparen,« entgegnete der Prior mit Ruhe.

»Eure Eminenz hat mich nicht verstanden. Ich habe durchaus nicht die Absicht, gewisse Aussagen in Abrede zu stellen, und um Euch dies zu beweisen, gestehe ich, daß Jeannot die Wahrheit gesagt hat. Alle hier anwesenden Brüder wissen, daß ich in der That am Abend des Verschwindens des kleinen Vicomte mich in der Nähe des Schlosses Varinas befand, und zwar mit — mit einer unbekannten Person.«

Monseigneur de Cambis sprang beinahe von seinem Sitze empor.

»Ihr gesteht es!« rief er. »Wie! Unwürdiger Priester, Ihr wagt zu bekennen —«

»Erlaubt, Monseigneur, wir verstehen uns noch nicht. Ja, ich befand mich zur Zeit der Katastrophe in Varinas, aber ich weise mit aller Kraft meiner Unschuld das Verbrechen zurück, welches man mir vorwirft, wenn nemlich wirklich ein Verbrechen vorliegt.«

»Aber wie erkläret Ihr dann die Sache?«

»Ich erkläre sie nicht, Monseigneur. — Ein feierlicher Schwur, den ich geleistet und den alle hier anwesenden Brüder eben so ausgesprochen haben wie ich, verbietet uns zu sagen, was ich damals in Varinas machte, und dieser Schwur wird uns noch ungefähr zwei Monate lang nöthigen, über diesen Punkt das unbedingteste Schweigen zu beobachten.«

Der Prälat schien sehr überrascht zu seyn.

»Ein Schwur? Und der das ganze Capitel bindet?« hob er mit ungläubigem Lächeln wieder an. »Dies ist eine seltsame Entschuldigung und Ihr werdet mir erlauben, hochwürdige Brüder, sie kaum zulässig zu finden.«

»Und dennoch,« sagte der Abt, »hat unser würdiger Prior niemals gelogen.«

»Auf alle Fälle kann ich Euch kraft der geistlichen Vollmacht, mit der ich bekleidet bin, eures Schwures entbinden.«

»Mit eurer Erlaubniß, Monseigneur, nur der heilige Vater kann einen Schwur annulliren und Ihr seyd nicht mit einem Breve von Sr. Heiligkeit versehen.«

»Wohlan, ich werde an den römischen Hof schreiben, um dieses Breve zu erlangen, und dann werdet Ihr keinen Vorwand mehr haben, noch länger zu schweigen.«

»Das ist wahr, Monseigneur, aber Rom ist weit von hier, und die Bulle Sr. Heiligkeit könnte nicht wohl eher als in zwei Monaten in Frontenac eintreffen. Nun aber wird sich in zwei Monaten ohnehin nichts dem Bekanntwerden unseres Geheimnisses entgegenstellen.«

»Wie, meine Brüder, ich sollte also ganz ruhig zwei Monate warten, bis es Euch beliebt, Euch zu rechtfertigen? Aber es gibt noch ein anderes Mittel, um Euch zum Sprechen zu bewegen. Ich bin Priester wie Ihr, und eben so wie Ihr habe ich Seelen in meiner Obhut. — Deshalb fordere ich Euch auf, mir unter dem Siegel der Beichte die Ereignisse zu offenbaren, von welchen Ihr Kenntniß habt.«

Dieser Vorschlag machte einen gewissen Eindruck auf die Mitglieder des Capitels. Sie wendeten die Augen nach dem Prior, welcher allein kein Zögern oder Schwanken verrieth und in festem Tone sagte:

»Auch dieser Fall ist vorgesehen worden, meine hochwürdigen Brüder. Erinnert Euch der genauen Bedingungen, welche uns aufgelegt worden sind. Was mich betrifft, so weigere ich mich, selbst unter dem Siegel der Beichte ein Geheimniß zu verrathen, welches mir bei meiner Ehre als ehrlicher Mann, bei meinem Glauben als Diener des Altars anvertraut worden ist.«

»Und wir ebenfalls! — und wir ebenfalls!« wiederholten die anderen Mönche.

Dieser hartnäckige Widerstand, dieses unbedingte Vertrauen auf den Prior steigerten die Unzufriedenheit des Herrn von Cambis auf's Höchste. Er erhob sich, und trotz seiner kleinen Gestalt lag auf seinem Gesicht ein solcher Ausdruck von Verachtung, Entrüstung und Drohung, daß alle Anwesenden davor erzitterten.

»Kein Zweifel mehr,« hob er mit verhaltenem Zorn an, »es ist dies eine Verabredung, um die Befehle der geistlichen und weltlichen Autorität zu umgehen; es ist eine offene Empörung gegen Alles, was auf Erden und im Himmel heilig ist; es ist eine List, um der verdienten Züchtigung zu entrinnen! Wenn ich Euch, meine Brüder, die Frist bewillige, welche Ihr verlangt, wer weiß, welche Machinationen Ihr noch erfinden würdet, um meine Gerechtigkeit zu täuschen! Ihr unterlieget einem schlimmen Einfluß, und dieser Einfluß ist der eines kecken und schlauen Mönches, welcher hier den Herrn spielt. — Aber ich werde seinen Stolz herabzustimmen wissen! Also, meine hochwürdigen Brüder, jetzt ist noch Zeit. — Wollt Ihr meine Fragen beantworten? Wollt Ihr Euch endlich den Versuchungen dieses Geistes des Bösen entziehen, welcher Euch zur Empörung auffordert?«

Die Mönche saßen bestürzt und zitternd da, aber sie schwiegen.

»Monseigneur,« sagte der alte Abt in schmerzlichem Tone, »das, was Ihr für Empörung und Widerspenstigkeit haltet, ist weiter nichts als das Bewußtseyn einer großen Pflicht. Noch einmal sage ich: An dem Tage, wo die Wahrheit Euch bekannt werden wird, werdet Ihr eure Strenge und Uebereilung bitter bereuen.«

»Es ist genug, hochwürdiger Vater! Ich werde dafür dem obersten Richter Rede stehen.«

»Wohlan, da das ganze Kloster gesündigt hat, so wird auch das ganze Kloster die Strafe und Buße theilen. Ich bleibe hier, bis es mir gelungen seyn wird, eure widersinnige Hartnäckigkeit zu zähmen. Ich werde eine eurer Zellen bewohnen, und die Kost und Verpflegung des letzten eurer Laienbrüder wird mir genügen. Ich übernehme von diesem Augenblicke an die Regierung dieses Klosters, welches ich der mir ertheilten Vollmacht gemäß mit dem Interdict belege. Alle Functionen sind suspendirt. Es gibt jetzt hier weder Abt, noch Prior, noch Würdenträger irgend welcher Art, sondern nur unwürdige Mönche, die sich im Zustande der Rebellion gegen ihren Gott und gegen ihren König befinden. Die Glocken der Abtei werden nicht mehr läuten; die Lampe des Heiligthums wird ausgelöscht werden; man wird in der entweihten Kirche nicht mehr das Hochamt begehen. Man wird jeden Tag fasten. Die Kost wird blos aus Brot und in Wasser gekochten Gemüsen bestehen. Die Brüderschaft darf sich nicht mehr versammeln und Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß die Schwelle des Klosters überschreiten. Dreimal täglich werden die Professe und die Novizen die Bußpsalmen beten. — Dieser Zustand der Dinge wird so lange dauern, als man mir nicht auf meine Fragen hinsichtlich der Erbschaft des Grafen von Varinas und der Ermordung des Knaben geantwortet hat. Wer diese Vorschriften übertritt, wird mit der Excommunication belegt, mag er seyn wer er wolle.«

Von allen Seiten brach man in Thränen und Schluchzen aus. Bonaventura warf sich in größter Aufregung dem Bischof zu Füßen.

»O Monseigneur, Monseigneur!« rief er, »ich beschwöre

Euch, begegnet nicht mit dieser Strenge einem heiligen Hause, wo das Gesetz Gottes und das der Menschen niemals aufgehört hat, respectirt zu werden. Wenn es einen Schuldigen gäbe, so wäre ich dieser — ich allein, der ich mit den weltlichen Interessen dieser Abtei beauftragt bin.«

»Ihr gesteht es also abermals? Wohlan, habet den Muth, eure Ungerechtigkeiten vollständig zu gestehen; und meine Gerechtigkeit wird eure ohne Zweifel mehr irregeleiteten als strafbaren Brüder verschonen, um auf Euch allein zu fallen.«

»Aber gehorchen wäre eine Lästerung. — Es gibt theure und heilige Interessen, welche mir kostbarer sind als das Leben. Ich schwöre es Euch, Monseigneur, ich schwöre es bei meinem ewigen Seelenheil!«

»Ihr wagt von eurem Seelenheil zu sprechen, widerspenstiger Levit! Wenn ich nur meinem gerechten Zorne Gehör gäbe, so würde ich Euch augenblicklich eurer Pristerwürde entkleiden und Euch dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit überantworten. — Wenn aber auch die Furcht vor öffentlichem Aergerniß mich abhält, zu diesem äußersten Mittel zu schreiten, so glaubt deswegen doch nicht, daß ich Euch eine weniger harte Züchtigung vorbehalte. An dem Tage wo euer Verbrechen definitiv bewiesen seyn wird, wird man Euch in einen Kerker werfen, wo Ihr das Licht des Himmels niemals wiedersehen werdet. Mittlerweile ziehet Euch in eure Zelle zurück. Ihr werdet darin bei Wasser und Brot verharren; Ihr werdet mit Niemanden verkehren und die Schlüssel werden mir allein übergeben werden. Jeder, der ohne meine ausdrückliche Erlaubniß mit Euch spricht, wird sofort excommunicirt.«

Dieser entsetzliche Urtheilsspruch ward mit verdoppeltem Schluchzen aufgenommen.

Bonaventura aber, welcher so tiefen Schmerz empfunden, als es sich um eine der ganzen Brüderschaft aufgelegte Züchtigung handelte, zeigte sich erfüllt von Resignation, als es sich nur noch um ihn selbst handelte.

»Monseigneur,« sagte er indem er die Arme über der Brust kreuzte, »wir gehorchen vielleicht Beide unserer Pflicht. Gott verzeihe Euch und erleuchte Euch! Ich unterwerfe mich ohne Murren der Buße, welche es Euch beliebt hat, mir aufzulegen.«

»Und wir ebenfalls, Monseigneur,« wiederholten die Mitglieder des Capitels einer nach dem andern mit Demuth.

Der königliche Commissär schien endlich doch einen Zweifel an der Strafbarkeit dieser armen Mönche zu fassen. Er war ein strenger Richter, aber seine Frömmigkeit war aufrichtig und tief. Er ging mit nachdenklicher Miene zwei- oder dreimal in dem Zimmer auf und ab, dann kniete er schweigend vor einem elfenbeinernen Crucifix nieder, welches die eine Seite der Wand schmückte.

Nachdem er einige Minuten lang gebetet, erhob er sich wieder und sagte zu den Mönchen, welche wieder ihre schweigende gesammelte Haltung angenommen hatten: »Entschuldigt mich, meine Brüder. Ich habe durch Uebermaß von Eifer und menschlicher Anmaßung gesündigt. Ich habe in dieser Sache nicht die Geduld und Mäßigung gezeigt, welche Ihr von einem Richter erwarten mußtet. Meine Brüder, ich will die Wirkung meiner Drohungen von diesem Augenblick an gerechnet eine Stunde lang suspendiren. Vielleicht wird Gott in dieser Zwischenzeit Euch Reue und Vertrauen einflößen. Wenn aber eure Herzen verstockt bleiben sollten, dann würdet Ihr die Folgen eurer Hartnäckigkeit nur Euch selbst zuzuschreiben haben. Berathet Euch daher mit Ruhe. Ich will in einer be-

nachbarten Zelle das Resultat eurer Berathungen erwarten und nach Ablauf der Stunde wiederkommen, um eure Antwort zu hören. Frieden sey mit Euch, meine hochwürdigen Brüder!«

Und er entfernte sich mit gemessenem Schritte und überließ es den Mönchen, sich ihre Befürchtungen und ihre Pläne mitzutheilen.

Die Wehklagen dauerten nach seinem Weggange fort, aber kein Zweifel, keine Ungewißheit gab sich über den zu befolgenden Entschluß kund. Die Mitglieder des Capitels waren einstimmig der Ansicht, daß es besser sey, Demüthigungen und Strenge, über sich ergehen zu lassen, als ein ihrem Gewissen anvertrautes Geheimniß zu verrathen, und Bonaventura bestärkte sie durch einige gut gewählte Worte in diesem Vorsatz.

»Meine lieben Brüder,« sagte er zu ihnen mit bewegter Stimme, »es wäre uns leicht, das ganze Gerüst von Verleumdungen, welches man gegen uns aufbaut, über den Haufen zu werfen, aber dies könnten wir nicht thun, ohne achtungswerthe Bedenklichkeiten zu verletzen. Nehmen wir daher mit Resignation die Prüfung hin, welche der Himmel uns sendet. Wir werden um so stärker und reiner daraus hervorgehen. Hüten wir uns indessen die Hand zu tadeln, welche uns schlägt. Selbst die treuesten Diener Gottes sind Irrthümern unterworfen! An dem Tage — und dieser Tag ist nicht mehr fern — wo unsere Unschuld an den Tag kommen wird, werden wir uns in unserer ganzen Kraft und Würde wieder erheben.«

Alle Mönche umarmten einander. Dann schien Bonaventura sich anzuschicken, das Capitel zu verlassen.

»Aber, Bruder Prior,« rief der alte Abt unruhig,

»wollt Ihr uns denn schon wieder verlassen? Monseigneur de Cambis wird bald zurückkommen und ich fühle mich zu schwach, die Wucht seines Zornes zu ertragen.«

»Ich werde nur einen Augenblick lang abwesend seyn,« entgegnete Bonaventura. »Ich will die kurze Frist, die man uns gestattet, benutzen, um einen Plan auszuführen, dessen Aufschub später auf große Schwierigkeiten stoßen könnte.«

Und er sagte dem Superior leise, um was es sich handelte.

»Gut, gut, lieber Prior; Ihr habt immer Recht,« antwortete der Abt. »Gehet denn und kommt so schnell als möglich wieder, um uns die Unterstützung eurer Klugheit und eures Muthes zu leihen.«

Der Prior verneigte sich und ging.

Er durchschritt rasch die schweigenden Corridore, die Kreuzgänge, die Höfe, und lenkte seine Schritte nach dem Pavillon der Gäste.

Alles war ruhig auf seinem Wege. Das Kloster hatte noch sein gewohntes Ansehen: kein Zeichen verrieth noch die Vollstreckung des von dem Bischof über die unglückliche Abtei ausgesprochenen Urtheils. Die Thore standen offen, jeder konnte frei ein- und ausgehen. Bonaventura glaubte blos zu bemerken, daß die Väter und Brüder, welche an ihm vorübergingen, indem sie den gewöhnlichen Gruß an ihn richteten, eine traurige, niedergeschlagene Miene zeigten, als ob sie die grausame Veränderung, welche im Anzuge war, geahnt hätten.

Leonce packte in seinem kleinen Zimmer eben vollends die Waffen und andere Sachen ein, die er mitzunehmen gedachte. Beim Anblick des Priors eilte er diesem entgegen und sagte in unruhigem Tone:

»Wie, mein Onkel, kommt Ihr vielleicht, um mir Gegenbefehl zu bringen —«

»Im Gegentheile, mein Sohn,« sagte Bonaventura, »nachdem ich mir alles reichlich überlegt, will ich deinen Wünschen nicht länger hinderlich seyn. Wie Du selbst sagtest— die Zeit vergeht und Du könntest die günstige Gelegenheit verfehlen, dein Unternehmen durchzuführen. Ich beurlaube Dich daher. Empfange mein Lebewohl. Du wirst diesen Augenblick noch aufbrechen.«

»Noch diesen Augenblick, mein Onkel?« rief Leonce mit Erstaunen.

»Warum nicht? Du wirst diesen Abend mit deinen Leuten in Mende übernachten und Dich morgen möglichst früh nach den Gebirgen des Mézenc auf den Weg machen. Auf diese Weise gewinnst Du einen Tag und darauf kann bei einer solchen Sache Alles ankommen. Meine Freunde,« fuhr er zu Denis und Gervais gewendet fort, welche die Mantelsäcke zuschnallten, »ladet sofort diese Sachen auf die Pferde und auf das Saumthier, welche meinem Neffen gehören. Gehet und sehet zu, daß in zehn Minuten Alles bereit sey.«

Der Piqueur und Gervais gehorchten.

Als sie sich entfernt hatten, fragte Leonce lebhaft:

»Mein guter Onkel, was geht denn vor? Euer schneller Entschluß, diese Eile, mich aufbrechen zu sehen, während Ihr noch diesen Morgen so großen Widerwillen gegen diese Reise zu empfinden schienet, bringen mich auf allerhand Gedanken — und übrigens seyd Ihr auch bleich — eure Wangen zeigen die Spuren von Thränen. Was ist Euch begegnet?«

»Mein Sohn, Du hast doch wohl selbst nicht erwartet, daß unsere Trennung ohne lebhaftes Bedauern von meiner Seite erfolgen könnte. Doch lassen wir das, mein lieber

Leonce, und höre meine Rathschläge, ohne Zweifel die letzten, welche Du auf lange Zeit hinaus von mir erhalten wirst.«

Er ertheilte seinem Neffen in wenig Worten weise Instructionen, welchen der junge Mann nachzukommen versprach. Dann fuhr er mit innerer Bewegung fort:

»Und nun, mein Sohn, noch eine Empfehlung, die wichtiger ist, als Du glauben wirst. — Schon oft habe ich Dich gegen gewisse Verleumdungen zu waffnen gesucht, welche mächtige Feinde gegen die Väter von Frontenac, namentlich gegen mich selbst, auszustreuen bemüht sind. Verschließe, ich beschwöre Dich, diesen verabscheuungswürdigen Lügen stets dein Ohr. Und wenn auch die ganze Welt sich gegen uns erheben sollte, so laß mich hoffen, daß Du uns in deinem Herzen die Gesinnungen der Achtung und Dankbarkeit treulich bewahren werdest.«

»Könnt Ihr daran zweifeln, mein Onkel?« unterbrach ihn Leonce mit Wärme. »Wenn Jemand die Keckheit hätte, in meiner Gegenwart zu behaupten —«

»Suche nicht diese niedrigen Verleumdungen zu bekämpfen, mein Sohn. Sie werden bald von selbst zu Boden fallen. Es genügt mir zu wissen, daß Du ihnen keinen Glauben beimessen wirst. Es könnte seyn, daß Du auf deinen abenteuerlichen Zügen mit dem Baron von Laroche-Boisseau zusammenträfest, und für diesen Fall verlange ich von meinem jungen Verwandten, von meinem geliebten Schüler das feierliche Versprechen, daß er sich unter keinem Vorwand mit dem Baron in einen Zwist einlassen will. Wirst Du mir dieses Versprechen geben?«

»Ich sehe nicht ein, mein Onkel, warum ich schonend gegen diesen unwürdigen Mann verfahren soll, der Fräulein

von Barjac so schwer beleidigt und auch Euch selbst beschimpft hat.«

»Fräulein von Barjac hat sich selbst gerächt und ich, ich bin Christ und weiß zu verzeihen. — Ich habe wichtige Gründe, mein Sohn, dieses Versprechen von Dir zu verlangen. Lieber Leonce, wirst Du Dich weigern, mir es zu geben?«

Leonce gab das verlangte Versprechen, aber mit sichtbarem Widerstreben. Dann umarmten der Onkel und der Neffe einander herzlich — Beiden standen die Thränen in den Augen.

»Wohlan, es ist Zeit!« hob der Mönch muthig wieder an. »Ich werde dein Lebewohl denen von unsern Brüdern überbringen, deren Zögling und Freund Du ganz besonders bist. Sie werden diese unvermuthete Abreise entschuldigen. Aber es bleiben uns kaum noch einige Minuten —«

Und während er dies sagte, zog er seinen Neffen nach dem Hofe fort.

»Aber, mein Onkel,« sagte Leonce, »sollte denn meine Abreise aus dieser Abtei, die für mich das Vaterhaus gewesen ist, den Anschein einer verstohlenen Entfernung, gleichsam einer Flucht haben?«

»Das werde ich Dir später erklären — aber man erwartet mich — komm, komm!«

An der Thüre des Klosters fanden sie Denis und Gervais, welche sich dazugehalten hatten. Die beiden Handpferde waren schon gesattelt, der Maulesel war mit Gepäck beladen und der Piqueur hielt den Spürhund und den Bullenbeißer an der Leine, während die beiden Thiere leise knurrten, sich so nahe neben einander zu sehen.

Bonaventura empfahl seinen Neffen auf das Eindringlichste den beiden Dienern und versprach ihnen die freigebigste Belohnung, wenn sie ihn gesund und wohlbehalten wieder zurückbrächten.

Die wackeren Leute erneuerten ihr Versprechen, ihren jungen Herrn mit ihrem eigenen Leben zu vertheidigen.

Dann brachen sie gleich auf, denn Leonce, der besser beritten war, konnte nicht verfehlen, sie bald einzuholen.

Als Onkel und Neffe allein waren, umarmten sie sich nochmals und Leonce schwang sich in den Sattel.

»Gott segne Dich, mein Sohn,« sagte der Prior, »er beschütze Dich vor Gefahren und lasse dein Unternehmen gelingen — besonders führe er Dich bald wieder in den Kreis deiner Freunde zurück!«

Der Jüngling ritt langsam fort, nicht ohne sich noch vielmals umzuschauen, und der Mönch kehrte weinend in die Abtei zurück, indem er murmelte:

»Mein Schicksal möge sich erfüllen! Nun ist wenigstens ein großer Kummer vermieden. Es wäre mir zu peinlich gewesen, diesen edlen Jüngling zum Zeugen meiner Demüthigung zu haben und übrigens hätte er durch einen unklugen Schritt Alles gefährden können. Ach, er wird niemals erfahren, wie theuer mir seine Erhebung zu stehen gekommen ist.«

Und er eilte nach dem Zimmer des Abtes, wo er nur wenige Minuten vor Ablauf der von dem Bischof festgesetzten Stunde ankam.

---

## V.

## Die Familie Fereol.

In einiger Entfernung von der Stadt Langogne, welche selbst auf einem der höchsten Plateaus der Lozère liegt, beginnt eine Gebirgskette, welche durch mehre Verzweigungen mit den Alpen und Cevennen zusammenhängt. Man nennt sie den Mézenc.

Wie die andern Gebirgsketten des Velay und des Vivarais besteht sie aus einer Reihe von seit Jahrtausenden erloschenen Vulkanen. Es wäre unmöglich, einen unebneren, mehr mit natürlichen Hindernissen angefüllten, mit einem Worte schwerer zugänglichen Boden zu finden.

Ueberall sieht man steile Gipfel und scharfe Grate, Lavaströme, welchen ihre plötzliche Erkaltung seltsame Formen gegeben hat; überall Abgründe, tosende Wasserfälle und Seen, die sich in den Kratern ehemaliger Vulkane gebildet haben.

Mit Ausnahme einiger Thäler und begünstigten Abhänge ist diese Gegend kahl und unfruchtbar. Ihr Reichthum besteht in Weideplätzen, welche zahlreichen Heerden Nahrung geben, und in Kastanienbäumen, deren Frucht beinahe die einzige Hilfsquelle der Bewohner ausmacht.

Auch sind die Gebirgsbewohner des Mézenc außerordentlich arm und halb wild. Der Mangel und die Abgeschiedenheit haben sie wild, zänkisch und ungesellig gemacht. Selbst

heutzutage noch, wo doch so viele Einwirkungen auf ihren traditionellen Charakter thätig seyn können, sind sie neidisch, rachsüchtig und stets bereit, die geringste Beleidigung durch einen Messerstich zu vergelten. Mit einem Worte, es ist als ob ihre unzähmbare Gemüthsart mit der rauhen und rohen Natur des Landes übereinstimmte, in welchem sie geboren sind.

In einem der einsamsten Thäler dieses Bezirkes stand eine isolirte Meierei, deren Bewohner sich ausschließlich mit der Viehzucht zu beschäftigen schienen, denn es war ringsumher kein des Anbaues fähiger Boden zu sehen.

In dieser armseligen elenden Wohnung, die von allen Seiten durch Tannenwaldungen und Basaltgebirge beherrscht ward, werden wir bald gewisse wichtige Personen unserer Geschichte wiederfinden.

Gegen den Abend des dritten Tages, nachdem Leonce die Abtei Frontenac verlassen, saßen der Meier und seine Familie auf einer Bank vor der Thür des Hauses. Sie beendeten eben ihr Abendbrot, welches für Jeden aus einer hölzernen Schüssel voll in Milch gekochten Kastanienbreies bestand.

Der Vater, in einen Rock von grobem Tuch mit Weste und Beinkleid von demselben Stoffe gekleidet, mit einem aufgekrämpten Hut auf dem Kopfe und Holzschuhen an den Füßen, war ein Mann von fünfzig Jahren, mürrischem Gesichte, kalten Manieren und schweigsamer Miene.

Seine Familie bestand aus seiner Frau, einer kräftigen Bäuerin, deren vorn geschnürtes Mieder und Haube mit herabhängenden Seitenlappen weder Sauberkeit noch Frische verriethen, aus seiner Tochter, einer rohen, schmutzigen, kleinen

Dirne von etwa zwölf Jahren, und endlich seinen beiden Söhnen, stämmigen Burschen von achtzehn oder zwanzig Jahren, ziemlich wie ihr Vater gekleidet und schon eben so finster und schweigsam wie er.

Alle diese Leute sprachen kein Wort und man hörte kein anderes Geräusch als das der Löffel in den dampfenden Holzschüsseln.

Zu einer andern Jahreszeit hätte man glauben können, daß diese Leute an der Schwelle ihrer Thür die freie Luft zu athmen wünschten, ehe sie sich dem Schlafe überließen. Die Kälte war aber nicht unbedeutend und ein scharfer Wind wehte von dem Gebirge her. Eine leichte Schichte Schnee bedeckte schon den Boden und hatte nicht gestattet, an diesem Tage die Thiere, welche man in den Ställen sich rühren hörte, auf die Weide zu treiben.

Die Gebirgsbewohner hatten daher einen andern Grund, um das große Feuer zu vernachlässigen, welches im Innern des Hauses prasselte, und so trotz des rauhen Windes im Freien zu soupiren.

In der That folgten auf dem Abhange eines Hügels, welcher dem Hause gegenüber lag, vier Reisende zu Pferde einem durch die Viehheerden unregelmäßig gezogenen schmalen Weg.

Dieser Weg führte nach der Meierei und verlängerte sich nicht darüber hinaus. Die Reisenden kamen daher nothwendig nach der Meierei und in Betracht der Einsamkeit, in welcher diese Familie lebte, mußte ein solches Ereigniß ihre Neugier in hohem Grade erregen.

Von den vier Personen, von welchen wir gesprochen, ritten zwei voran und schienen Herren zu seyn, während die beiden Andern augenscheinlich untergeordneten Standes waren.

Alle aber waren gut nach städtischer Weise gekleidet und mit Kugelbüchsen und Hirschfängern bewaffnet. Um sie herum sprangen mehre große Hunde, deren dunkle Farbe sich schon von Weitem gegen den Schnee abhob.

Es war dies in der That ein sehr interessanter Anblick für diese rohen Naturkinder, welche seit undenklichen Zeiten keinen solchen Zufluß von Städtbewohnern in ihren Wüsteneien gesehen hatten. Sie warteten daher mit ihren Holzschüsseln in der Hand, ohne nur eine Secunde lang die Augen abzuwenden, um sich nicht den geringsten Umstand von dem entgehen zu lassen, was geschehen würde.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Ein vollkommen berittener Cavalier, welcher der Anführer des Trupps zu seyn schien, ritt seinen Begleitern voran und kam allein auf die Meierei zu. Nach wenigen Augenblicken befand er sich dicht vor den immer noch unbeweglich an der Schwelle stehenden Gebirgsbewohnern.

»Meine Freunde,« sagte er in dem Patois des Gévaudan, welches sich sehr wenig von dem des Mézenc unterschied, »ist hier nicht die Meierei Motte-Rouge, von dem Meier Guillaume Fercol bewohnt, welchen man »das Schwert des Gerechten« nennt?«

Der Hausvater antwortete in rauhem Tone:

»Ja, Ihr seyd hier in Motte-Rouge und ich bin Guillaume Fereol. Was den Beinamen »Schwert des Gerechten« betrifft, den man früher meinem Großvater gab, so würde ich mich für unwürdig halten, denselben zu tragen.«

Der Reisende schien auf diese letzten Worte nicht zu achten.

»Wohlan denn, Freund Fereol,« hob er wieder an, »gewähret mir und meinen Leuten ein gastfreies Obdach für

diese Nacht. Ich kann mich auf euern Gutsherrn, Herrn von Langrac, beziehen, den ich früher sehr gut gekannt habe, und übrigens werde ich die Mühe, die ich Euch verursache, reichlich bezahlen.«

»Ich habe keinen Herrn,« entgegnete der Bergbewohner mit einem gewissen Grade von wildem Stolze, »und meine Thür steht Jedem offen, der, mag er reich oder arm seyn, im Namen Gottes eintritt. Kommt daher herein. Es ist Platz an meinem Herd für Euch und die Euren. Eure Thiere werden in meinem Stalle Streu und Heu finden. Ich kann Euch vielleicht nicht nach eurem Stande aufnehmen, denn ich bin arm wie die Witwe von Sarepta, aber das Wenige, was ich habe, gehört dem Gaste, den der Herr mir schickt.«

»Sehr gut, mein Freund,« sagte der Reisende. »Wir sind Jäger und werden uns nicht schwierig zeigen. Uebrigens haben wir auch einige Lebensmittelvorräthe bei uns und gedenken nicht, eine Hungersnoth in eurem eigenen Hause herbeizuführen.«

Gleichzeitig stieg der Baron von Laroche-Boisseau, den der Leser ohne Zweifel schon erkannt hat, ab und winkte seinen Begleitern. Diese kamen herbei. Es waren Legris, Fargeot und der Piqueur Labranche, alle sehr hungrig und müde von einem sehr langen Marsche in den Gebirgen.

Die Familie Fereol erschöpfte sich nicht in übertriebenen Beweisen von Höflichkeit, wohl aber setzte sich auf einen Wink des Vaters Alles in Bewegung, um die Ankommenden zu empfangen und ihnen die Honneurs des Hauses zu machen.

Die Pferde wurden in den Stall geführt, wo sie von dem frisch duftigen Futter fressen konnten, so viel ihnen beliebte. Die Hunde, welche schon angefangen hatten sich mit denen der Meierei herumzubeißen, wurden mit Ausnahme des

Lieblingsspürhundes in einen Schweinekoben gesperrt, wo ein grober aber reichlicher Futterbrei sie für ihre Gefangenschaft entschädigte.

Was die Gäste selbst betraf, so führte Fereol sie in das Haus. Mehre Scheite Tannenholz wurden in das Feuer geworfen und dann, während die Reisenden sich erwärmten, beschäftigten die Mutter und die Tochter sich flink mit den Zubereitungen zum Abendbrot.

Diese Zubereitungen waren bescheiden. Alle Vorräthe bestanden in Speck, Käse und Kastanien und an Getränk gab es weiter nichts als Wasser. Zum Glücke hatten Laroche-Boisseau und ganz besonders Legris diesen Fall vorgesehen. Kaltes Fleisch und andere ausgewähltere Lebensmittel als die des Hauses wurden ausgepackt und auf dem Tische ausgebreitet.

Es dauerte nicht lange so nahmen sämmtliche Reisende, Herren und Diener, brüderlich Theil an diesem Schmause, der durch Müdigkeit und Hunger gewürzt ward.

Mittlerweile war die Nacht eingebrochen und eine kleine eiserne Lampe gesellte ihren Schein zu dem des Caminfeuers. Die Thür war geschlossen und der Wind pfiff um das Dach herum.

Während die Reisenden aßen, beendeten die verschiedenen Mitglieder der Familie Fereol ihre Arbeit im Hause, wobei sie einen furchtbaren Spectakel mit ihren Holzschuhen machten, und setzten sich dann hinter die Gäste. Man lud sie ohne Umstände ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Sie weigerten sich aber mit ernster Miene. Nur der Vater nahm zum Zeichen der Gastfreundschaft ein Glas Wein an, setzte es aber wieder auf den Tisch, nachdem er blos die Lippen benetzt.

Diese seltsamen Manieren hatten mehrmals Legris' Hei-

terkeit erweckt; Laroche-Boisseau drängte aber durch seinen strengen Blick den Spott oder das Gelächter zurück, welches ihre Wirthe, die ohne Zweifel nicht viel Scherz verstanden, hätte verletzen können.

Nachdem die Mahlzeit beendet war, wollte der Baron sich in ein genaueres Gespräch mit den Bewohnern der Meierei einlassen.

»Nun, Meister Fereol,« hob er in vertraulichem, freundschaftlichem Tone an, »Ihr wohnt hier kaum eine oder zwei Stunden von dem sogenannten Sprungwalde entfernt, wo sich jene schreckliche Bestie des Gévaudan zum letzten Male gezeigt hat. Könnt Ihr mir vielleicht sagen, ob sie seit kurzer Zeit die Gegend verlassen hat?«

»Nicht daß ich wüßte, Monsieur.«

»Man versichert sogar, sie sey verwundet?« fuhr Laroche-Boisseau fort, »und dies wäre für uns die günstigste Gelegenheit, denn Ihr habt ohne Zweifel schon errathen, Freund, daß wir in den Mézenc kommen, um auf die Bestie des Gévaudan Jagd zu machen.«

Etwas, das viel Aehnlichkeit mit einem Lächeln hatte, umspielte Fereol's Lippen.

»Allerdings,« hob er an, »hat man mir erzählt, daß sie von einem Forsthüter von Langnac getroffen worden sey, aber mag das Unthier nun getroffen worden seyn oder nicht, Ihr Herren, so würdet Ihr jedenfalls besser thun, auf euer Unternehmen zu verzichten.«

»Wie, lieber Freund,« fragte Legris in spöttischem Tone, »solltet Ihr auch zu denen gehören, welche das Thier für unverwundbar halten?«

»Ich halte es nicht für unverwundbar, Monsieur,« entgegnete Fereol wärmer werdend, »denn ich habe mit meinen

eigenen Augen die Spuren seines Blutes auf dem Schnee der Margeride gesehen. Eine Menge Schützen haben es sogar unter ihren Kugeln fallen sehen und geglaubt, es getödtet zu haben, aber dennoch kam es zwei oder drei Tage darauf furchtbarer und kräftiger als je wieder zum Vorschein. Seine Wunden hatten sich geschlossen; es hatte die Kugeln, welche seine Haut durchlöcherten, wie Erbsen von sich geschüttelt, es hatte seine Kraft und seine Wildheit wieder gefunden. Was bedarf es mehr?« fuhr er mit einem gewissen Grade von Heftigkeit weiter fort; »und zeigt sich hierin nicht der Finger Gottes? Ist es nicht so augenscheinlich, als es sterblichen Augen nur seyn kann, als ob dieses furchtbare Thier uns zur Züchtigung für unsere Sünden gesendet, daß es als eine Geißel losgelassen worden, um den Unglauben, die Lauheit, die Laster und die Gräuel dieser vornehmen Generation zu strafen? Wahrlich, ich sage Euch, mit euern Kugeln und Flinten, mit euern Hirschfängern und Messern werdet Ihr diesen Boten der göttlichen Rache nicht tödten, sondern nur durch Gebet und Fasten. — Kehret zu Gott zurück, Ihr Gottlosen, und die Bestie wird wieder in den Abgrund hinabgeschleudert werden, aus welchem sie gekommen ist.«

Die übrigen Mitglieder der Familie nahmen diese halb biblische Strafpredigt Fereol's mit ehrerbietiger Neigung des Kopfes auf. Legris, der einen Augenblick lang ganz betroffen war, wollte abermals ein lautes Gelächter aufschlagen, als eine Geberde von Laroche-Boisseau ihn noch rechtzeitig bewog zu schweigen.

»Meister Fereol,« hob der Baron wieder an, »eure Worte bestätigen die Vermuthung, auf welche mich der Anblick der vergoldeten Bilder gebracht hat, welche eure Frau

und eure Tochter am Halse tragen. Ihr und eure Familie gehört sicherlich der protestantischen Religion an. nicht wahr?«

Der Herr des Hauses richtete sich stolz in die Höhe.

»Was geht das Euch an?« fragte er. »Habe ich, als ich Euch als meinen Gast und Freund in mein Haus aufnahm, gefragt, ob Ihr und die Euern der stolzen Kirche von Rom oder den armen und zerstreuten Mitgliedern der streitenden Kirche angehört? Aber,« fuhr er in rauhem Tone fort, »ich werde niemals meinen Glauben noch meinen Gott verläugnen. Meine Väter wohnten mit der Flinte auf der Schulter und die Hand am Säbelgriffe der Predigt bei — meine Söhne und ich würden bereit seyn, es eben so zu machen wie sie.«

Sein Enthusiasmus spiegelte sich in den Augen der beiden Söhne und selbst in denen seiner Frau und seiner Tochter, welche ihn schweigend anhörten.

Man befand sich augenscheinlich bei den Nachkommen jener furchtbaren Sectirer, welche sechzig Jahre früher unter dem Namen der Camisarden die Cevennen mit Blut überschwemmten. Genöthigt, die großen Mittelpunkte der Bevölkerung zu meiden, wo die königlichen Edicte ihnen die öffentliche Ausübung ihrer Religion untersagten, hatten die Empörer sich in die unzugänglichsten Gegenden des Landes geflüchtet und sich darin festgesetzt. Seit dieser Zeit erstreckte sich die Toleranz der Regierung über sie, und trotz der Strenge der noch in Kraft bestehenden Ordonnanzen kümmerte man sich nicht allzusehr um das, was in diesen Einöden vorging. Deshalb hatten die protestantischen Gebirgsbewohner ihren früheren unbezähmbaren Fanatismus bewahrt, einen Fanatismus,

der um so exaltirter war, als die Verfolgung jeden Augenblick sich gegen sie wieder erneuern konnte.

»Ihr irrt Euch, Meister Fereol,« hob der Baron in ernstem Tone wieder an. »Es liegt durchaus keine Unbescheidenheit in meinen Worten. Doch eben fällt mir ein — ward dieser Beinamen »Schwert des Gerechten,« den man eurem Großvater gab und den man heute noch Euch gibt, nicht von einem tapfern Parteigänger getragen, welcher zur Zeit Berwick's und Villars' die Leiden des frommen und biedern Pierre von Varinas theilte?«

Der Meier richtete den Kopf empor.

»Ihr habt es gesagt, Monsieur,« antwortete er. »Mein Großvater war eben jener treue Diener, welcher den Grafen, seinen Herrn, während der Verfolgung niemals verließ und lange Zeit mit ihm die Varinasgrotte bewohnte. Sie lebten von Wurzeln und wilden Früchten; sie schliefen auf ihre Flinten gestützt. Zwanzigmal sendete man Dragoner aus, um sie gefangen zu nehmen, aber sie entrannen allemal durch ihre Gewandtheit und Unerschrockenheit. Mein Großvater, Schwert des Gerechten, den ich während meiner Kindheit gekannt habe, erzählte in meiner Gegenwart oft die Ereignisse jener grausamen Zeit, und ich selbst habe sie später oft meinen Kindern wieder erzählt — denn wir armen Leute sind dem Glauben unserer Väter, dieser standhaften Märtyrer, treu geblieben, während die Herren von Varinas —«

»Ihr wollt,« sagte der Baron, »von dem letzten Grafen von Varinas sprechen, der, nachdem er katholisch geworden, auf erbärmliche Weise in der Abtei Frontenac starb. Er ward aber für seine Abtrünnigkeit grausam gestraft, Meister Fereol, und das Aussterben seines Stammes ist vielleicht eine Strafe des Himmels gewesen. Es kann Euch nicht unbekannt

seyn, daß die jüngere Linie der Varinas ihren Glauben gewissenhaft bewahrt hat, und dieser, Fereol, bin ich stolz darauf anzugehören, denn auch ich stamme von jenem unerschrockenen Varinas ab, von welchem Ihr so eben spracht. Ich bin der Baron von Laroche-Boisseau.«

Diese Mittheilung schien auf den Sectirer nicht die ganze Wirkung hervorzubringen, welche der Baron vielleicht erwartete. Die Frau und die Kinder dagegen konnten sich einer Bewegung der Ueberraschung und Ehrerbietung nicht enthalten. Fereol erhob sich.

»Ich will Euch nicht verschweigen, Herr Baron,« sagte er, »man hat mir von Euch als von einem Manne erzählt, der lau ist in seinem Glauben, und der sein Erbtheil mit den Töchtern der Heiden verpraßt. — Doch gleichviel! Es ist ein Fest, wenn das Haus des Schwert des Gerechten den frommen Nachkommen des Grafen von Varinas empfängt. — Gesegnet sey dieser Tag!«

Er küßte seinem Gast die Hand, und sämmtliche Mitglieder der Familie traten nach der Reihe heran, um dem Baron dieselbe Huldigung zu erweisen. Dieses Ceremoniel ward mit jener puritanischen Steifheit ausgeführt, welche alle Bewegungen der Fereols characterisirte. Legris aber fiel es nicht mehr ein, darüber lachen zu wollen, und er war höchst betroffen von dem neuen Ernste, welchen sein Gönner zur Schau trug.

Laroche-Boisseau schien sich in der That geduldig der Laune seiner Glaubensgenossen anzubequemen.

»Mein lieber Fereol,« hob er wieder an, »Ihr müßt Euch gegen die Protestanten der Städte nicht allzu streng zeigen. Die königlichen Edicte verstehen keinen Scherz, und wenn wir nicht mit Klugheit zu Werke gingen — aber ich

sehe, Ihr runzelt schon wieder die Stirn. Lassen wir daher einen Gegenstand ruhen, über den wir uns vielleicht niemals verständigen würden. Ich will einig mit Euch leben, Meister Fereol, wie es Glaubensgenossen geziemt, und muß Euch vor allen Dingen fragen, ob wir morgen auf euren Beistand rechnen können. Ich werde eines Führers bedürfen, welcher die Gegend genau kennt, um nach dem sogenannten Sprungwalde zu gelangen, in welchen sich, wie man sagt, die Bestie des Gévaudan geflüchtet hat.«

»Also, Herr Baron, Ihr beharret auf diesem unsinnigen und vielleicht gotteslästerlichen Unternehmen? Ich sage Euch nochmals, daß keine fleischliche Waffe gegen dieses Ungeheuer etwas ausrichten wird. Die Kugeln werden ohnmächtig seyn, das Eisen wird sich auf seiner Haut abstumpfen, denn es hat von Gott eine Mission der Rache und Vertilgung empfangen. — Doch, es sey,« fuhr Fereol in verändertem Tone fort, »Ihr sollt euren Wünschen gemäß bedient werden. Hier steht Ruben, der älteste meiner Söhne, der Euch morgen nach dem Sprungwalde führen wird, und vielleicht entschließe ich mich, Euch selbst zu begleiten.«

Ruben, ein schöner Jüngling von beinahe kolossalem Wuchse, gab durch eine Geberde zu verstehen, daß er diesen Befehl vernommen und daß er ihn pünktlich ausführen würde. Der Baron dankte dem Vater und dem Sohn.

»Das ist aber noch nicht Alles,« fuhr er fort. »Ich suche auch einen Menschen, dessen Entdeckung für mich vielleicht eben so viel Interesse hat, als die des Thieres selbst, und dieser Mensch kann auch von dem Thiere nicht weit entfernt seyn. Es handelt sich nemlich um einen Mann aus dieser Gegend, der lange in den Gebieten von Varinas und Mercoire gewohnt hat, aber seit einigen Tagen nach dem

Mézenc zurückgekehrt zu seyn scheint. Er hat den Verstand verloren und treibt sich in den Wäldern umher. Er heißt Jean Peyra, ist aber mehr unter dem Namen Jeannot mit den großen Zähnen bekannt. — Könntet Ihr, mein lieber Fereol, mir vielleicht über diesen Menschen einige Aufschlüsse ertheilen?«

Diese Frage brachte auf die protestantische Familie einen gewissen Eindruck hervor. Nur das Haupt derselben bewahrte seine Kaltblütigkeit.

»Herr Baron,« sagte Fereol nach kurzem Schweigen, »seyd Ihr, ehe Ihr Euch hierher zu mir begeben, nicht in der Schäferei Grandsaigne eingekehrt, welche eine Stunde von hier auf der andern Seite des Gebirges liegt?«

»Nein; wir kommen geraden Weges von Langogne, wo man uns eure Wohnung als die nächste an dem Sprungwalde bezeichnet hat. Aber wozu diese Frage, Fereol?«

»Weil heute Morgen in Grandsaigne ein Trupp Jäger eingetroffen ist, welche gerade wie Ihr die Absicht aussprachen, die Bestie zu verfolgen und die Spuren Jeannot's mit den großen Zähnen aufzufinden. Martin, der Meier von Grandsaigne, hat mir dies nicht ganz zwei Stunden vor eurer Ankunft bei mir gemeldet, und mich gleichzeitig um Rath über Dinge gefragt, die — nur mich angehen. Ihr seyd also nicht bei Fremin eingekehrt?«

»Durchaus nicht,« sagte der Baron mit Aufregung, »und ich möchte wohl die unverschämten Jäger kennen, die uns auf diese Weise nachschleichen.«

»Was, Ihr errathet sie nicht?« rief Legris. »Es ist der Neffe des Priors, das Lamm, wie Ihr ihn nennt! Ich hatte Euch schon gemeldet, daß er nächstens ins Feld rücken wollte — er hat seinen Vorsatz ausgeführt.«

»Wißt Ihr das gewiß, Legris? In der That, es wäre möglich, aber wenn ich mir auch das Interesse erkläre, welches er daran haben kann, Jagd auf den Wolf zu machen, so begreife ich doch nicht die Beweggründe, die ihn veranlassen, Jeannot aufzusuchen.«

»Na, in Folge der Gerüchte, welche in Bezug auf die vertraute Freundschaft des Wolfes und des Wahnsinnigen in Umlauf sind, hat man sehr wohl sich nach dem Einen erkundigen können, um den Andern ausfindig zu machen.«

»Das ist möglich,« sagte der Baron mit nachdenklicher Miene. »Dies ist eine Concurrenz, die mir nicht gefällt, obschon dieser Monsieur Leonce mir nicht sehr furchtbar zu seyn scheint. Ohne Zweifel hat er die Absicht, die Jagd morgen Früh zu beginnen. Wir werden ihm daher zuvorkommen müssen.«

»Wir können ja aufbrechen, noch ehe es Tag wird, wenn es seyn muß.«

Fereol hatte dieses Zwiegespräch ruhig mit angehört.

»Nun, mein lieber Wirth,« hob der Baron wieder an, »wisset Ihr nichts von diesem Jeannot, den ich eben im Interesse unseres gemeinsamen Glaubens sehr wünsche ausfindig zu machen?«

Fereol zögerte einen Augenblick.

»Herr Baron,« sagte er endlich, »Jean Peyra ist ein weitläufiger Verwandter von mir und ich habe Kenntniß von dem Orte, wo man ihn vielleicht antreffen könnte. Aber ich würde mich lieber in Stücke reißen lassen wie die sieben Makkabäer, als seinen Schlupfwinkel verrathen, dafern ich nicht weiß, was man von ihm erwartet.«

Laroche-Boisseau erzählte ihm den Streit, der sich wegen der Erbschaft von Varinas erhoben, und versuchte ihm zu

beweisen, daß es für die protestantische Sache von der höchsten Wichtigkeit sey, daß dieses Vermögen zum Nachtheil der habgierigen Mönche von Frontenac wieder seinen rechtmäßigen Erben zufalle. Durch diese geschickt angelegte Erzählung ward der ganze Fanatismus des Bergbewohners erweckt.

»Schmach über die Kirche von Rom!« rief er. »Seit wann soll die Habe der Kinder Gottes in die gierigen Hände der Kinder Ismael's fallen? Mein Leben und das meiner ganzen Familie würde ich auf's Spiel setzen, Herr Baron, um Euch in dieser schönen Sache Gerechtigkeit zu verschaffen. — Unglücklicherweise aber, fürchte ich, wird mein Verwandter nicht mehr im Stande seyn, zu euren Gunsten Aussagen zu erstatten, denn die Verirrung seines Verstandes scheint unheilbar zu seyn. Vor ungefähr einem Monat kam er hier vorüber und setzte sich vor unserem Hause nieder, welches er früher sehr häufig besuchte. Meine Kinder fürchteten sich vor ihm und wagten nicht sich ihm zu nähern. Als ich von der Weide nach Hause kam, fand ich ihn noch an derselben Stelle und ich erkannte ihn sofort trotz seiner Lumpen und seines Elendes. Er erkannte mich auch, aber ich konnte aus ihm nur unzusammenhängende Worte, von blödsinnigem Gelächter begleitet, herausbringen. Er weigerte sich, mit zu mir hereinzukommen. Als man ihm aber Nahrungsmittel brachte, warf er sich mit Heißhunger darüber her und verschlang sie in wenig Augenblicken. Dann verließ er uns und seit der Zeit irrt er in der Nachbarschaft umher und lebt man weiß nicht wovon. Wir begegnen ihm oft, aber er entflieht stets bei unserer Annäherung und schlägt sich in das Gestrüpp hinein, wo man ihm nicht folgen kann. Dennoch aber lasse ich, um unserer Verwandtschaft willen, von Zeit zu Zeit an den Orten, welche er besucht, Brot oder Kastanien hinlegen, und

diese Lebensmittel sind am nächstfolgenden Tage allemal verschwunden. Ihr seht, Herr Baron, daß es nicht leicht seyn wird, dieses armen Jeannot habhaft zu werden und übrigens habe ich auch Grund zu glauben, daß es in gewissen Augenblicken sehr gefährlich seyn wird, sich ihm zu nähern!«

»Ich will es aber wenigstens versuchen, Freund Fereol,« entgegnete der Baron. »Dort drüben sitzt Jemand, welcher verspricht, sich diesem unglücklichen Tollhäusler nicht blos zu nähern, sondern ihn auch vollständig zu zähmen, sobald man seine Spur aufgefunden haben wird — nicht wahr, Fargeot?« fuhr er fort, indem er sich zu dem ehemaligen Oberforsthüter wendete, welcher sofort nach Beendigung der Abendmahlzeit sich in den Winkel des Camins gesetzt hatte.

»Ja wohl, ja wohl, Herr Baron,« entgegnete Fargeot mit Zuversicht. »Dieser arme Teufel und ich, wir kennen einander schon lange, und ich kenne auch das Mittel, ihn zahm zu machen. Ueberhaupt war er früher gar nicht so wild, wie er jetzt ist, aber ich stehe dafür, daß er nicht fliehen wird, sobald er nahe genug ist, um mich zu erkennen oder auch nur meine Stimme zu hören.«

Der Bergbewohner verlangte in seiner übertriebenen Achtung vor den Banden des Blutes von dem Baron das Versprechen, daß Jeannot, seinem Vetter, kein Leid zugefügt werden würde, und daß man ihn frei und ungehindert wieder gehen lassen wolle, sobald man seine Aussage angehört habe.

Dann ward verabredet, daß Fereol und Ruben die Jäger den nächstfolgenden Morgen nach dem Sprungwalde begleiten sollten, wo der Wahnsinnige, wie früher, im besten Einvernehmen mit der Bestie des Gévaudan zu leben schien.

»Sehr gut,« hob Legris wieder an, als man sich über verschiedene Einzelnheiten verständigt hatte; »was wir aber thun müssen, Baron, wollen wir schnell thun. Die Nachbarschaft dieses Monsieur Leonce und seiner Leute fängt an mir sehr ärgerlich zu seyn. Wenn der Wolf wirklich verwundet ist, so wird man sehr leicht mit ihm fertig werden, und es wäre von uns unverantwortlich, wenn wir uns zuvorkommen lassen wollten.«

»Nun, Legris,« sagte der Baron, »wir wollen ja beim ersten Tagesschimmer aufbrechen. Was wollt Ihr denn mehr?«

»Ich will nichts, Laroche-Boisseau, gar nichts,« entgegnete Legris verdrießlich; »jetzt aber, wo gewisse andere Unternehmungen, die Euch am Herzen liegen, einen glücklichen Ausgang zu nehmen scheinen, finde ich Euch sehr lau gegen dieses. — Ihr seyd weit mehr mit eurem Jeannot beschäftigt, als mit dem Wolfe.«

Der Baron sagte ihm einige Worte in leisem Tone, um ihn zu beschwichtigen.

»Es ist gut, es ist gut! — Aber morgen muß ich die Bestie des Gévaudan erlegen. — Morgen werden wir sehen, welches Gewicht man auf euer Wort legen kann.«

Und er setzte sich mit schmollender Miene in den Caminwinkel, während der Baron verächtlich die Achseln zuckte.

Uebrigens dauerte die Abendunterhaltung nicht mehr lange. Die Reisenden waren von Müdigkeit erschöpft und sie hatten nöthig, neue Kräfte für das morgende Tagewerk zu sammeln, welches allem Anscheine nach ein sehr saueres werden mußte.

Der Baron von Laroche-Boisseau gab daher bald den Wunsch zu erkennen, sich zur Ruhe zu begeben. Ehe aber

Fereol diesem Wunsche nachgab, forderte er ihn kaltblütig auf, sich dem Familiengebete anzuschließen, welches dem patriarchalischen Gebrauche eines jeden Abends zufolge eben stattfinden sollte.

Laroche-Boisseau fühlte wohl, daß eine Weigerung ihren Wirth beleidigen würde, aber seine Gefälligkeit ging doch nicht so weit, wenigstens anderthalb Stunden lang Gebete und Psalmen anzuhören. Er entschuldigte sich daher mit dem Schlafe, dessen er sich nicht erwehren könne, um von dieser Pflicht loszukommen, welcher er, wie er sagte, ohnehin in diesem Augenblicke nicht mit der nöthigen Sammlung würde nachkommen können.

Fereol runzelte die Stirn, dennoch aber begnügte er sich zu murmeln:

»Es steht geschrieben: Das Gebet erfrischt, und fromme Betrachtung belebet den Geist! Gott verzeihe dem Sünder und dem Leichtfertigen!«

Einige Augenblicke später lagen die Reisenden, die einen in den Betten ihrer Wirthe, die andern in dem Heu des Stalles, wo der Athem der Thiere eine milde Temperatur unterhielt. Noch ein paar Stunden lang konnte man mitten unter dem Brüllen des Windes draußen die ernste und eintönige Stimme des Hauptes der Familie hören, welches seinen Kindern frommen Unterricht und weise Ermahnungen ertheilte.

---

## VI.

## Der Sprungwald.

Am andern Morgen früh, beim ersten Schimmer des Tages, verließen verabredetermaßen die Jäger unter Fereol's Führung selbst und seines ältesten Sohnes die Meierei Motte-Rouge um sich nach dem Sprungwalde zu begeben, wo man Jeannot und seinen furchtbaren Freund, die Bestie des Gévaudan, zu finden hoffte.

Alle waren zu Fuße, denn die Schwierigkeiten und Gefahren des Weges gestatteten nicht, sich in dem Theile der Gegend, in welche man eindringen wollte, der Pferde zu bedienen. Laroche-Boisseau und die, welche ihn begleiteten, trugen Kugelbüchsen; Fereol aber und sein Sohn, die immer noch von der Erfolglosigkeit eines Angriffs auf das Thier überzeugt waren, trugen blos ihre mit Eisen beschlagenen Stöcke.

Der Himmel war düster und grau. Keine jener glänzenden Farben, welche gewöhnlich das Erscheinen der Morgenröthe in den Gebirgen verkünden, war an den hohen Gipfeln zu sehen. Eine neue während der Nacht gefallene Lage Schnee verdeckte die Ungleichheit des Bodens unter ihrer weißen Gleichförmigkeit. Zum Glück hatte der Wind sich gelegt und der Tag schien ruhig bleiben zu wollen.

Die Reisenden folgten genau den Spuren, welche die Führer in dem Schnee zurückließen. Trotz dieser Vorsicht

strauchelten sie fast bei jedem Schritt und hatten große Mühe nicht zu fallen. Nun aber konnte ein solcher Sturz tödtlich seyn. Man hatte die gebahnten Wege verlassen. Bald stieg man steile Abhänge, von spitzigen Lavastücken oder Granitnadeln starrend, hinab, bald ging man am Rande von Abgründen hin, deren Tiefe der Blick nicht zu ermessen wagte. Der hartnäckige Schnee, welcher sich an die Füße anhing, schien die Gefahr noch zu vermehren.

Ein düsteres Schweigen herrschte in diesen Einöden und alle lebenden Geschöpfe schienen sie verlassen zu haben. Nicht einmal ein Raubvogel umkreiste die kahlen Felsenspitzen. Die Hunde, welche beim Aufbruch aus der Meierei munter und lebhaft den Jägern voransprangen, hatten sehr bald viel von ihrem Eifer verloren, sey es nun, daß die unter dem Schnee verborgenen Lavaspitzen sie in die Pfoten verwundeten oder sey es vielmehr, daß der Mangel an jeder Wildfährte sie bewog, ihre Kraft und ihren Eifer für eine andere Gelegenheit aufzusparen.

So marschirte man seit beinahe einer Stunde und man konnte ungefähr eine halbe Meile zurückgelegt haben. Aber immer noch gewahrte man nicht den Sprungwald, und Legris, der weniger rüstig war als seine Begleiter, begann ärgerlich zu werden.

»Wir nähern uns,« sagte Fereol mit seinem ruhig heitern Ernste; »aber bei dem Gott Gideon's, wenn Ihr Euch schon jetzt über die Mühseligkeiten des Weges beklagt, was soll dann werden, wenn wir an den Sprung kommen?«

Es bedurfte noch eines halbstündigen Marsches, um den bezeichneten Ort zu erreichen. Ein dumpfes Geräusch, von einem Wasserfall herrührend, ward, so wie man näher kam, immer stärker und als die Reisenden endlich den Gipfel eines

steilen Felsens erreichten, den sie so eben mit Mühe erklettert, sahen sie sich plötzlich einer furchtbar erhabenen Natur gegenüber.

Man denke sich vier Berge von ungleicher Höhe in einem Viereck beisammen stehend, so daß ihre Füße auf den ersten Augenblick aneinanderzustoßen schienen. Nichtsdestoweniger lag dazwischen ein hohles Thal gleich einem Abgrund, wo Baumdickichte, Basaltspitzen und seltsam über einander geschichtete Felsenblöcke das Chaos nachzuahmen schienen.

Der Blick verirrte sich in diesem entsetzlichen Labyrinth, in welchem wegen der Schneedecke, welche die Landschaft bedeckte, anfangs Alles in einander verschmolzen zu seyn schien. Die meisten durch Wasserströme, Lawinen oder auch Windstöße halb losgerissenen Bäume hingen krumm und verdreht einer über dem andern und waren durch Schlingpflanzen an einander gefesselt. Kolossale Farnkräuter und tausenderlei stachliche, dornige Sträucher machten dieses Dickicht vollends undurchdringlich.

Mehre von den Höhen herabkommende Gießbäche stürzten sich in dieses Thal. Der bedeutendste fiel von dem den Jägern gegenüberstehenden Berge herab und bildete einen Wasserfall oder Sprung, woher dieser Ort den Namen hatte.

Die Kälte war noch nicht allzustreng und diese Gießbäche waren daher noch nicht gefroren, sondern zeichneten sich wie schwarze oder graue Furchen auf dem weißen Schneegrunde ab. Diese Bäche, welche von allen Seiten herabstürzten, hätten sich in dem Mittelpunkte des Thales vereinigen sollen; aber verloren sie sich hier unter der Erde, wie dies in jenen von Vulkanen verwüsteten Ländern häufig geschieht, oder entwichen sie durch einen Canal? Dies wußte man nicht, denn die

Bäume, die Felsen und das riesige Gras schienen bestimmt zu seyn, dieses Geheimniß Gottes den Menschen zu verbergen.

Dies war der furchtbare Ort, den die Jäger mit großer Sorgfalt zu durchsuchen hatten, und auf den ersten Anblick begannen selbst die Zuversichtlichsten an dem Erfolg dieses Unternehmens zu zweifeln. Dennoch folgte man dem Saume dieses unregelmäßigen Waldes und besuchte die Plätze, wo die Spuren Jeannot's und des Wolfes mehrmals gesehen worden waren.

Die aufmerksamsten Erörterungen lieferten aber dennoch kein Resultat. Keine Spur von dem Fuß eines Menschen oder eines Thieres war auf dem Schnee wahrzunehmen. Die dadurch entmuthigten Hunde dachten nicht daran zu suchen, sondern schlichen traurig umher und reckten die Nasen in die Höhe, als ob sie selbst sich vor den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe fürchteten.

Man machte bei einem jener ungeheuren Basaltblöcke Halt, die, man weiß nicht woher, gekommen sind und sich in jenen verbrannten Gebirgen ziemlich häufig vorfinden.

»Gott stehe uns bei!« sagte Fereol, »ich begreife nichts mehr. — Dennoch aber steht zu bezweifeln, daß der Mann und das Thier diese Gegend verlassen haben.«

»In der That,« entgegnete der Baron, »könnten sie auch kaum anderwärts ein sichereres Asyl, eine unzugänglichere Festung finden. Aber kommt, Fargeot,« fuhr er sich zu dem ehemaligen Forsthüter wendend fort, »der Augenblick ist da, euer Wort zu halten. An Euch ist es jetzt, diesen furchtbaren Jeannot aufzuspüren.«

»Mein lieber Baron,« sagte Legris lebhaft, »wäre es nicht vielleicht besser, wenn wir uns vorerst mit dem Wolfe beschäftigten.«

»Corbleu, Legris! Soll ich Euch denn tausendmal sagen, daß, wenn wir Jeannot ausfindig machen, der Wolf dann auch nicht weit seyn kann? — Nun, Fargeot,« fuhr Laroche-Boisseau ungeduldig fort, »woran denkt Ihr? Habt Ihr Euch vielleicht einer Gewalt gerühmt, die Ihr nicht besitzet? Ich glaubte, Ihr würdet Euch eifriger zeigen, wenn es gilt, eure unglückliche Tochter zu rächen.«

Fargeot, welcher träumerisch und unentschlossen zu seyn schien, zuckte bei diesem Namen zusammen.

»Meine Tochter!« wiederholte er, indem er rasch den Kopf emporrichtete, »ja, ja, Ihr habt Recht, ich zögerte diesen armen Teufel zu verrathen, der sein Vertrauen auf mich gesetzt hatte; wenn er aber wirklich seinen Schutz dem fluchwürdigen Ungeheuer gewährt, welches meine Tochter zerrissen hat, dann mache ich mir kein Gewissen daraus. — Ich werde mich sogleich ans Werk machen und wenn Jeannot hier in der Nähe ist, so werden wir ihn bald sehen.«

»So ist's recht, Fargeot — verlieret keine Zeit. Erinnert Euch meines Versprechens und des eurigen. Wohlan, was sollen wir machen, während Ihr fortgeht, um allein zu manövriren?«

Fargeot dachte nach.

»Wartet, bis ich wiederkomme,« hob er wieder an. »Bis dahin vermeidet, Euch auf den Höhen zu zeigen, und redet nur leise, denn wir haben es mit Burschen zu thun, deren Ohr fein und deren Auge scharf ist. Auch müssen die Hunde gekoppelt werden. Man wird sie nicht eher als bis auf meinen Befehl loslassen. Was mich betrifft, so bedarf ich nicht dieses Gewehres, dessen Anblick Jeannot unvermeidlich veranlassen würde, die Flucht zu ergreifen, wenn wir ihm nemlich

begegnen. Die Pistolen, welche ich in der Tasche habe, werden mir im Nothfalle genügen.«

Er übergab seine Büchse an Labranche und überzeugte sich, daß die Pistolen in gutem Stand und schußfertig waren. Dann knöpfte er seinen Rock fest zu und drang in das Dickicht hinein.

Plötzlich hörte man gerade an der Stelle, wo er so eben verschwunden war, ein furchtbares Geheul, welches das Getöse des Wasserfalles übertäubte. Die Hunde spitzten die Ohren und die Jäger konnten eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken.

»Der Wolf! der Wolf!« murmelte Legris, indem er seine Büchse spannte.

Laroche-Boisseau's geübtes Ohr hatte aber die Wahrheit erkannt.

»Es ist Fargeot selbst,« antwortete er lachend. »Er hat nicht vergessen, daß man mit den Wölfen heulen muß. Aber still! Laßt uns sehen, ob man ihm antworten wird.«

Man wartete mehrere Minuten lang, hörte aber nichts als das dumpfe Grollen der Gießbäche.

Es schien, als ob Fargeot den Platz gewechselt hätte, denn es dauerte nicht lange, so erhob sich das Geheul mit neuer Kraft von einem andern Punkte. Kaum aber schwieg es diesmal, so ward es schwach aus großer Entfernung beantwortet.

Fargeot kam aus dem Walde heraus und gesellte sich wieder zu den Jägern.

»Er ist hier,« sagte er in aufgeregtem Tone, »und er hat mein Signal erkannt. Er muß dort unten an dem großen Wasserfall seyn. Gehet um den Wald herum und postirt Euch unter Beobachtung der größten Vorsicht auf dieser Seite,

während ich mich quer durch das Dickicht hindurchwürgen werde. Wenn ich einen Pistolenschuß abfeuere, so kommt Alle gleichzeitig und ohne einen Augenblick zu verlieren, herbeigeeilt, nachdem Ihr die Hunde losgelassen habt. Ihr habt mich doch verstanden?«

Man verabredete rasch die verschiedenen auszuführenden Manövers, dann lenkten die Jäger ihre Schritte nach dem Wasserfall, indem sie den Simsen des Gebirges folgten, während Fargeot in den Wald zurückkehrte, wo er sein Heulen und Rufen bald wieder begann.

Wir wollen vor allen Dingen Laroche-Boisseau und den andern Jägern folgen. Wie wir gesagt haben, kletterten sie so rasch als sie konnten, am Saume des Waldes hin und benutzten alle Ungleichheiten des Terrains, um ihren Marsch dem Feinde zu verbergen. Sie beobachteten unbedingtes Schweigen und das Geräusch ihrer Tritte ward durch den Schnee eingesogen.

Dennoch aber hatten sie einen großen Umweg zu machen und waren noch weit von dem bezeichneten Punkte, als der Baron trotz des von ihm selbst ertheilten Befehles, zu schweigen und den Marsch zu beschleunigen, plötzlich stehen blieb und einen Ruf des Erstaunens und des Zornes ausstieß.

»Was gibt es denn?« fragte Legris, der ihn sofort einholte.

»Schauet hin!« sagte Laroche-Boisseau.

Auf dem Abhange des größten der Berge, ganz nahe bei dem Wasserfall, kamen so eben mehre Personen zum Vorschein, welche ebenfalls das Ansehen von Jägern hatten. Zwei kräftige Hunde liefen in dem Schnee hin und her, als

ob sie die Fährte gefunden hätten, welche von denen des Barons gesucht worden war.

Diese Unbekannten bildeten einen etwas zahlreicheren Trupp als der des Barons war und schienen alle gut bewaffnet zu seyn.

»Zum Teufel! das ist der Neffe des Priors!« rief Legris bestürzt.

»Ja, es kann Niemand weiter seyn als er,« entgegnete der Baron, indem er die Stirn runzelte; »und scheint Euch nicht wie mir, daß diese Leute gerade in der besten Position sind, um eher als wir von dem Wild, sey es Mensch, sey es Wolf, zu profitiren, welches dieser Dummkopf von Fargeot vielleicht aufscheucht?«

»Ja, wirklich, und es ist dies eine Unverschämtheit — aber wir werden es doch nicht leiden, nicht wahr, Baron? Wir wollen uns schnell zu ihnen verfügen und ihnen andeuten, daß sie sich entfernen mögen oder —«

»Im Falle es zu einem Streit kommen sollte, würden wir aber vielleicht finden, daß wir nicht die Stärkeren sind, Legris, und trotz eurer kriegerischen Stimmung würdet Ihr das ohne Zweifel zuerst bemerken. Es würde besser seyn, mit List zu Werke zu gehen, wenn es möglich ist.«

»Ich finde Euch sehr lau und geduldig, Laroche-Boisseau,« sagte Legris in unzufriedenem Tone.

In diesem Augenblicke holte sie der alte Fereol ein, welcher ein wenig zurückgeblieben war, um den andern Jägertrupp ins Auge zu fassen.

»Das sind die Leute, die in Grandsaigne eingekehrt waren und für welche ich Euch gehalten hatte,« sagte er lebhaft. »Ich erkenne ganz deutlich Martin, den Meier von Grandsaigne, der ihnen als Führer dient — der Heuchler! der

Lügner! Er hatte mir versprochen, meinen Vetter nicht zu verrathen und hat ihn ohne Zweifel für einige Silberlinge verkauft. Aber bei der Seele meines Vaters! Ich werde mein Blut rächen, wenn Jeannot durch Martins Schuld ein Unglück zustößt.«

Der Puritaner war in diesem Augenblicke verschwunden, um dem rachsüchtigen und in seinem Zorn unbezähmbaren Gebirgsbewohner des Mézenc Platz zu machen.

Laroche-Boisseau konnte trotz seines lebhaften Aergers nicht umhin, zu lächeln. Es schien ihm in der That seltsam, daß Fereol sich so erbittert gegen einen Andern um einer That willen zeigte, deren er sich selbst schuldig gemacht hatte; dennoch aber sagte der Baron mit Autorität:

»Nur keinen Streit mit jenen Leuten, versteht Ihr mich, Fereol? Gehen wir weiter und Niemand unterstehe sich, mir ungehorsam zu seyn.«

Und er machte sich mit raschen Schritten wieder auf den Weg, ohne die widerspenstigen Geberden und zornigen Blicke des alten Sectirers' zu bemerken, der durchaus nicht geneigt war, sich vor einer Macht zu beugen, möchte diese seyn was für eine es wollte.

Endlich erreichte man die Stelle, wo Leonce und seine Leute sich gezeigt hatten. Während eines Theiles dieses Weges hatte Fargeot mehrmals seine Rufe in dem Innern des Dickichts hören lassen und man hatte ihm auf dieselbe Weise geantwortet. Gegen das Ende aber hatte das Geheul vollständig aufgehört, sey es, daß die beiden Heuler auf einander gestoßen waren, sey es, daß das Tosen des Wasserfalls jetzt ihre Stimmen übertäubte. Uebrigens war der Schuß, welcher das Ruf- oder Nothsignal seyn sollte, noch nicht gehört worden,

aber man war immer weiter vorgeschritten, indem man Sorge trug, sich keine Blöße zu geben.

Trotz dieser Vorsicht aber hatten Leonce und seine Begleiter ihre Concurrenten sehr wohl bemerkt und ihre Jagd war dadurch beunruhigt worden. Sie hatten am Rande eines waldigen Abgrundes Halt gemacht und wagten nicht sich in denselben zu vertiefen, bevor die Absichten des andern Trupps ihnen bekannt wären.

Leonce machte bei dem Anblick des Barons, der voranschritt, eine Bewegung um sich auf die Defensive zu stellen; da er sich aber sofort erinnerte, daß sein Onkel ihm empfohlen hatte, jeden Streit mit dem Baron zu vermeiden, so nahm er eine ruhige Haltung an und hielt sich bereit, als Freund oder Feind je nach Umständen zu handeln.

Laroche-Boisseau hatte sich seinerseits die Sache ebenfalls überlegt. Er war auf die Idee gekommen, daß es picant sein würde, den Neffen des Priors zum Gelingen seiner eigenen Absichten zu benutzen, was durch die Unerfahrenheit des jungen Mannes sehr leicht gemacht ward. Er rechnete darauf, weit mehr Aussicht zu haben, Leonce's Pläne zu durchkreuzen, wenn es ihm gelänge, ihm Vertrauen einzuflößen, und vielleicht nährte er auch die Hoffnung, seinen verhaßten Nebenbuhler auf geschickte Weise zu peinigen.

Deshalb näherte er sich ihm mit lächelndem Munde und grüßte ihn höflich.

»Monsieur Leonce — glaub' ich?« sagte er in fast freundschaftlichem Tone. »Wenn ich mich nicht irre, habe ich schon die Ehre gehabt, Euch in Mercoire zu sehen?«

Leonce gab den Gruß kalt zurück.

»Das ist wahr, mein Herr; unsere Beziehungen aber

sind so kurz und so wenig angenehm gewesen daß es vielleicht besser wäre —«

»Sie nicht fortzusetzen? Erlaubet mir dieser Meinung nicht zu seyn. Seht Monsieur Leonce,« fuhr der Baron mit anscheinender Geradheit fort, »ich will nicht an meine Beschwerden gegen die Abtei Frontenac erinnern, obschon Ihr jetzt vielleicht wißt, wie gerechtfertigt diese Beschwerden waren. Aber warum sollte ein galanter Mann wie Ihr an dieser Angelegenheit theilnehmen? Ihr seyd, wie es scheint, seit unserer letzten Begegnung Jäger geworden und ich erinnere mich, daß Ihr in der That an dieser verwünschten Bestie des Gévaudan Rache zu nehmen habt. — Es führt uns also ein und derselbe Beweggrund hierher. Warum sollten wir, so weit als die Umstände uns in Berührung bringen werden, nicht gegen einander die Gesinnungen wechselseitigen Wohlwollens und gute Brüderschaft hegen, durch welche biedere Jäger sich in der Regel auszeichnen?«

Dieser verfängliche Vorschlag stimmte mit Leonce's geheimen Absichten ziemlich überein, nichtsdestoweniger aber antwortete er mit einer Miene von Zurückhaltung:

»Vielleicht würde ich andere Beschwerden, als die der frommen Väter von Frontenac gegen Herrn von Laroche-Boisseau geltend zu machen finden — doch es sey und ich will sie meinerseits ebenfalls für den Augenblick vergessen. Ich werde mich daher in nichts dem widersetzen, was der Herr Baron versucht, wenn er sich selbst verbindlich macht, während der kurzen Zeit, die wir zusammen zubringen werden, auch meine Projecte nicht zu durchkreuzen.«

»Angenommen, mein Herr! Jeder von uns wird seine vollkommene Unabhängigkeit bewahren — dies ist ausgemacht.«

Sie wurden plötzlich durch den Lärm eines heftigen Streites unterbrochen, der sich zwischen Fereol und dem andern Meier erhoben hatte. Fereol warf Martin auf energische Weise seinen Meineid, wie er es nannte, vor, und Martin suchte seinerseits schon nach seinem Messer, dieser furchtbaren Waffe, welche der Gebirgsbewohner des Mézenc stets bei sich trägt. Ueberdies zeigten Leonce's aus dem Dickicht herauskommende Hunde den Spürhunden Laroche-Boisseau's die Zähne, und ein Kampf schien zwischen den Thieren eben so unvermeidlich zu seyn, wie zwischen den Leuten.

Die Anführer der beiden Trupps beeilten sich zu interveniren. Einige feste Worte Leonce's und des Barons machten wenigstens dem Scheine nach dem Streite Martins und Fereol's ein Ende, und sie entfernten sich von einander, indem sie sich düstere Blicke zuschleuderten. Was die Vierfüßler betraf, so genügten einige gut angebrachte Peitschenhiebe, um ihnen jegliche Insubordinationsgelüste zu vertreiben.

»Morbleu! Monsieur Leonce,« sagte der Baron in heiterem Tone, als Alles beendet war, »das gute Einvernehmen ist nicht sehr leicht zwischen uns herzustellen! Dennoch aber wird es gelingen, wenn Ihr es eben so sehr wünschet als ich. Und um Euch mit einem guten Beispiele voranzugehen, werde ich Euch nicht fragen, woher Ihr diesen herrlichen Bullenbeißer habt, der da in dem Gebüsch herumschnaubt. Er hat Euch ein schönes Geld kosten müssen, und meiner Treu, in der Zeit, wo wir leben, schneiden die Neffen der Mönche den Edelleuten das Gras unter den Füßen weg. — Doch lassen wir das. — Die gegenwärtigen Umstände nöthigen uns, unsere Mittel zur Thätigkeit gemeinsam zu machen. Ich werde Euch daher meinen Feldzugsplan nicht verhehlen. Dieser Wahnsinnige, den man Jean mit den großen Zähnen nennt,

ist hier in dem Walde versteckt, und da ich das größte Interesse daran habe, mich seiner Person zu bemächtigen, so hat sich einer meiner Leute, der ihn kennt, ihm schon auf die Spur gemacht —«

»Was?« rief Leonce, als ob ihm eine große Last abgenommen würde, »es ist also blos Jeannot, den Ihr hier sucht? Ich hätte geglaubt — aber,« fuhr er fort, »wenn sich Jeannot in der That in dieser Gegend befindet, so ist er auch noch von der Bestie des Gévaudan begleitet. — Sehet!«

Und er zeigte auf breite Spuren im Schnee, welche sich an dem Abgrunde hinzogen. Der Baron erkannte sie sofort, heuchelte aber vollständige Gleichgiltigkeit.

»Ganz gewiß,« entgegnete er, »der Eine geht nicht ohne den Andern, und dies erklärt uns, Monsieur Leonce, gewisse Umstände in Bezug auf diesen berüchtigten Wolf, welche das gemeine Volk in großes Erstaunen setzen. Was mich betrifft, so werde ich nicht verfehlen, ihm eine Kugel zuzuschicken, wenn er mir in den Weg kommt, denn ich weiß wohl, welchen Preis der Sieger des Thieres beanspruchen kann. Vor allen Dingen aber liegt mir daran, mich dieses verwünschten Jeannot zu bemächtigen, und zwar um eines Grundes willen, den Ihr später erfahren werdet. Dagegen, Monsieur Leonce,« fuhr er fort, indem er auf Legris zeigte, der sie mit gereizter Miene beobachtete, »seht Ihr dort einen Jäger, welcher Euch harte Concurrenz zu machen gedenkt.«

Als Legris sah, daß man von ihm sprach, näherte er sich den beiden Sprechenden, und nachdem er leichthin gegrüßt, sagte er zu dem Baron mit schlecht verhaltenem Zorne:

»Sollen wir denn unserm Unternehmen entsagen, La-

roche-Boisseau? Ich möchte es fast glauben, wenn ich die neuen Bundesgenossen sehe, die Ihr Euch gebet.«

Ein Stirnrunzeln seines Gönners ermahnte ihn, einen weniger hohen Ton anzunehmen.

»Man hört Fargeot nicht mehr,« fuhr er fort, »und ich weiß nicht, was ich von seinem Schweigen denken soll. Warum wollen wir nicht einen weniger steilen Abhang aufsuchen, um in diesen schauerlichen Schlund hinabzusteigen?«

»Was mich betrifft, so werde ich an dieser Stelle hinabsteigen,« sagte Leonce entschlossen. »Meine Hunde haben die Fährte wieder aufgenommen und ich muß sie unterstützen. — Meinen Jagdgenossen steht es frei, mir zu folgen, wenn sie Lust haben.«

Und er näherte sich einem schmalen Sims, der sich am Rande des Abgrundes hinzog. Es war dies der einzig mögliche Weg, um sich von dieser Seite aus nach dem großen Wasserfall zu begeben. Eine Rinde von Eis und hart gewordenem Schnee bedeckte ihn auf einer Strecke von dreißig oder vierzig Schritten, und erhöhte noch die Gefahr dieses furchtbaren Fußsteiges.

»Aber das ist ja Wahnsinn!« rief Legris erbleichend.

»Höret mich an, Monsieur Leonce,« sagte der Baron, »denn ich habe versprochen, Euch ein redlicher Gegner zu seyn. Der Weg, den Ihr da einschlagt, ist für kein anderes Geschöpf als höchstens eine Gemse gangbar. Uebrigens hat man noch kein Signal gegeben und Ihr habt eben so viel Aussichten, wenn Ihr hier bleibt —«

»Erinnert Euch unserer Uebereinkunft, meine Herren,« sagte Leonce lebhaft; »es ist nicht meine Absicht, eure Maßnahmen zu stören — störet Ihr daher auch nicht die meinen.«

In diesem Augenblicke knallte ein Schuß von der Cascade her. Dann vernahm man ein durchbohrendes Geschrei, in welches sich ein entsetzliches Geheul mischte.

»Das ist Fargeot!« rief Legris.

»Es muß Jeannot seyn,« sagte der Baron.

»Ich habe das Geheul eines Wolfes erkannt,« sagte Leonce.

Gewandt und leichtfüßig sprang er auf den gefährlichen Vorsprung, indem er seine Kugelbüchse über den Kopf hielt, und lenkte seine Schritte nach dem Wasserfall. Die andern Jäger folgten ihm mit dem Auge und erwarteten jeden Augenblick, ihn in den Abgrund hinunterstürzen zu sehen.

Seine Verwegenheit sollte aber ungestraft bleiben. Leonce erreichte das äußerste Ende des Simses, welcher hinter den Wafferfall selbst führte, ging rasch unter dem durch den Fall des Wassers gebildeten Bogen hindurch und erschien unversehrt und wohlbehalten auf der andern Seite.

In demselben Augenblicke sah man ihn sich zwei menschlichen Gestalten nähern, welche sich plötzlich auf dem Abhange des Gebirges zeigten.

Die Zuschauer waren von diesem unerwarteten Erfolg im höchsten Grade betroffen. Legris war der Erste, der seine Geistesgegenwart wieder erlangte.

»Dieser Weg ist also gangbar,« rief er. »Baron, wir dürfen nicht zaudern. Wenn wir versäumen, diesen Monsieur Leonce einzuholen, so ist er im Stande, den Lohn zu gewinnen. Seyd eures Wortes eingedenk und kommet mit mir.«

»Allerdings,« entgegnete der Baron, »wäre es eine Schande für Alle, wenn wir diesem jungen Menschen die Sache so gutwillig allein überließen. Er würde sich später rühmen, ein Unternehmen ausgeführt zu haben, vor welchem

wir zurückgeschreckt wären. Vorwärts denn, ins Teufels Namen!«

Und er betrat seinerseits den gefährlichen Sims, als sein Gefährte, der ihm einige Schritte voranging, plötzlich einen lauten Angstschrei ausstoßend verschwand.

Laroche-Boisseau blieb stehen. Legris war von einer fürchterlichen Höhe hinabgestürzt. Zum Glück schien ein Dickicht von Gesträuchen seinen Fall aufgehalten und gebrochen zu haben, und es dauerte nicht lange, so hörte man ihn von dem Boden des Abgrundes heraufrufen. Der Baron zögerte anfangs, aber bedenkend, daß die Bergbewohner hinreichen würden, um seinem unglücklichen Freund alle mögliche Hilfe zu gewähren, welche unter den obwaltenden Umständen nöthig und möglich wäre, setzte er seinen Weg weiter fort.

## VII.

## Der Lykanthrop.

Kehren wir jetzt zu Fargeot zurück, den wir in dem dichtesten Theile des Waldes verlassen haben. Er war in dieser Art Urwald nicht weit gekommen, ohne von ernsten Hindernissen aufgehalten zu werden. Bald war es ein Felsen, den er umgehen mußte, bald eine mit Schneewasser angefüllte Höhlung, bald ein Dorngestrüpp, welches nur für das Feuer zu taugen schien.

Fargeot besaß, wie wir wissen, noch so viel Corpulenz, daß diese Schwierigkeiten ihm doppelt mühsam zu übersteigen seyn mußten. Dennoch aber wiederholte er von Zeit zu Zeit jenes Geheul, welches ihm als Erkennungszeichen mit dem

Lykanthropen dienen sollte, und da man nicht aufhörte, ihm zu antworten, so verlor er auch den Muth nicht.

Dennoch aber kam ein Augenblick, wo er sich in tödtlicher Verlegenheit sah. Er war an dem Rande eines schlüpfrigen Felsens angelangt, unter welchem man einen unterirdischen Wasserstrom brausen hörte. Das Dickicht, welches Fargeot durchschritten, hatte sich hinter ihm geschlossen, so daß es ihm eben so unmöglich schien, vorwärts als rückwärts sich zu bewegen.

In seiner Verwirrung stieß der dicke Mann das gewohnte Geheul aus, diesmal aber antwortete man ihm nicht in demselben Tone, sondern nur ein spöttisches, blödsinniges, seltsames Gelächter ließ sich in kurzer Entfernung hören.

Fargeot schaute sich sehr aufmerksam um, ohne etwas zu sehen, als aber das spöttische Gelächter mit noch entschiedenerem Ausdruck von Ironie und Schadenfreude wieder anhob, erkannte er endlich dicht am Fuße der Gebüsche, welche ihm eine unübersteigliche Schranke entgegenstellten, ein bärtiges, scheußliches Antlitz mit langen, hervorragenden Zähnen, und dessen rothes, durchbohrendes Auge sich auf ihn heftete. Der ganze übrige Körper war unsichtbar, und nur dieser scheußliche Kopf zeigte sich unbeweglich einen halben Fuß hoch über dem Boden zwischen dem Ginster und dem Gestrüpp.

Vielleicht fühlte Fargeot in diesem Augenblicke seine Unruhe sich verdoppeln, doch hütete er sich wohl, diesen Eindruck kundzugeben. Im Gegentheil gab er seinen Zügen den ganzen Ausdruck von Sicherheit und Freundlichkeit, dessen sie fähig waren, und sagte in gewinnendem Tone:

»Guten Tag, Wolf! Es ist ein Wolf, der Dich besuchen will. Willst Du mir nicht helfen, mich hier heraus zu arbeiten?«

Der Wolfmensch fuhr aber fort zu grinsen, als ob der Anblick der Verlegenheit seines ehemaligen Freundes ihm sehr ergötzlich wäre.

»Ah, empfängst Du mich auf diese Weise?« sagte der arme Fargeot. »Wohlan, höre, Wolf! Du mußt hungrig seyn wie immer — ich habe in meiner Tasche ein großes Stück Brot, welches ich für Dich aufgehoben habe.«

Der bärtige Kopf schüttelte seine borstige Mähne und antwortete mit kaum verständlicher Stimme, aber in augenscheinlichem Zorne:

»Die Wölfe fressen kein Brot, sondern Hammelfleisch und dann — und dann auch noch etwas.«

Dies ward auf eine Weise gesagt, daß Fargeot nicht umhin konnte zu schaudern.

»Na werde nicht böse,« hob er wieder an; »man hat bei deinem Wolfshandwerk Fasttage, wo man ißt was man findet, und Du mußt hier oft fasten.«

Dieses Argument schien dem Wahnsinnigen einzuleuchten. Er erweiterte mit seinen beiden hufigen, behaarten Händen die Passage, die in dem Gebüsch entstanden war und sagte dann mit seiner heiseren Stimme:

»Nun gut! So komm mit zu den Wölfen, Du wirst mir dein Brot geben und wir werden freundschaftlich plaudern. Es ist noch einer da, mit dem ich nicht zufrieden bin — ich werde Dir die Sache erzählen — komm.«

Und er kroch wieder in das Dickicht hinein.

Fargeot schickte sich an ihm zu folgen. Seinerseits in das von dem Wolfmenschen gemachte Loch kriechend, bewegte er sich wie dieser auf den Händen fort. Ohne Zweifel mußte diese Art zu gehen ihm sehr ermüdend scheinen, aber es war

wirklich die einzig ausführbare in diesem beinahe undurchdringlichen Walde.

Unglücklicher Weise besaßen die Kleider des Forsthüters unter diesen Umständen nicht die Bequemlichkeit des einfachen Kittels von Sackleinwand, welcher das ganze Costüm des Wahnsinnigen ausmachte. Jeden Augenblick ward Fargeot durch niedrige Zweige und stachelige Aeste aufgehalten, die ihn wie ebensoviele hartnäckige Widerhaken packten. Nur die Nothwendigkeit und ein geheimes Verlangen nach Rache gaben ihm den Eifer, der nothwendig war, um diese Hindernisse zu überwinden.

Dennoch wäre es ihm vielleicht unmöglich geworden, dem Wolfmenschen zu folgen, der mit unglaublicher Leichtigkeit so vor ihm herkroch, wenn dieser nicht von Zeit zu Zeit Halt gemacht hätte wie um zu horchen. Es schien, als ob etwas Ungewohntes dann und wann die Neugier, wenn auch nicht das Mißtrauen Jeannots erweckte und der arme Forsthüter benutzte diese Augenblicke, um aufzuathmen.

Bald aber ließ der Wahnsinnige, ohne Zweifel beruhigt durch die Gedanken, daß er in diesem Labyrinth von Felsen und Gebüschen unangreifbar sey, sein spöttisches Gelächter wieder hören und setzte seinen Weg weiter fort.

Endlich kam man aus dem tiefen Theile des Waldes heraus und erkletterte den Abhang des Berges. So wie man höher kam, ward der Wald weniger dicht, und obschon Jeannot noch beharrlich auf den Händen lief und damit einer schon seit langer Zeit angenommenen Gewohnheit folgte, so benutzte Fargeot doch die Gelegenheit, um sich auf seine Füße aufzurichten und auf die Weise zu gehen, welche unter menschlichen Wesen die gebräuchliche ist.

Uebrigens waren seine Kleider zerfetzt, er athmete aus keuchender Brust und große Schweißtropfen fielen von seiner Stirn auf den Schnee.

Man stieg einige Augenblicke lang bergauf und trotz der Steilheit der Bergwand bot der Weg doch keine unübersteiglichen Schwierigkeiten mehr dar. Fargeot mußte sich allerdings noch manchmal an die Farnkrautbüschel anhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, aber ward doch nicht wie vorher von tausend scharfen Spitzen geritzt. Man befand sich jetzt sehr nahe bei dem Wasserfall und ward von dem feuchten eisigen Nebel durchnäßt, welcher davon aufstieg. Es schien zuweilen sogar, als ob man unter die Ströme von weißen Schaum hineinkommen müßte, welche mit lautem Getöse von dem Felsen hinwegsprangen, indem sie zwischen sich und diesen einen breiten leeren Raum ließen, der durch den furchtbaren Sims eingenommen ward, welchen wir bereits kennen.

An der Stelle des Berges, wo die Gesträuche dünn und dürftig zu werden begannen, machte Jeannot, der immer noch voranging, endlich Halt. Er drehte sich um, um seinen Gefährten zu erwarten, der ihn keuchend einholte. Dann glitt der Wahnsinnige, einige Ginsterbüschel auf die Seite drückend, in eine von außen kaum sichtbare Felsenhöhle.

Ehe Fargeot sich an diesen verdächtigen Ort wagte, warf er einen raschen Blick um sich herum. Kein Jäger war sichtbar und wenn ein Streit entstand, so hätte er allem Anschein nach nur auf sich selbst zu zählen gehabt.

Nichtsdestoweniger schreckte er vor dieser Eventualität nicht zurück und drang entschlossen in die Grotte hinein.

Diese Art von natürlichem Gewölbe war sehr dunkel und ein starker Wildgeruch gab Grund zu der Vermuthung, daß

sie gewöhnlich auch noch andere Geschöpfe aufnähme als menschliche.

Bald jedoch gewöhnte sich das Auge an dieses Halbdunkel und er konnte die Wohnung seines Freundes genauer mustern.

Diese Höhle, deren Höhe die Körpergröße eines gewöhnlichen Menschen überstieg, hatte acht oder zehn Schritt Tiefe. Es herrschte hier eine ziemlich milde Temperatur und die Auskleidung von Laub ließ keine Feuchtigkeit durchdringen. Man sah hier weder Kleidungsstücke noch Vorräthe irgend einer Art. Nur eine dichte Schichte von Laub und Moos bildete ein weiches Bett, welches intelligente Voraussicht verrieth.

Fargeot hatte indessen nicht Zeit, lange Beobachtungen anzustellen. Sein Begleiter hatte sich im Hintergrunde der Grotte niedergesetzt und sagte mit wilder Gier:

»Das Brot! das Brot! — schnell! Der Wolf will fressen; der Wolf ist hungrig.«

Der Forsthüter zog aus seiner Tasche ein großes Stück Brot, welches Jeannot mit seinen beiden schmutzigen Händen packte und mit wildem Heißhunger zu verschlingen begann. Mit wenigen Bissen war alles verzehrt und der Appetit des Lykanthropen schien noch nicht befriedigt zu seyn.

Fargeot sagte in sanftem Tone zu ihm:

»Wie mir scheint, Wolf, hast Du lange gefastet — und in der That mußt Du in diesem erbärmlichen Lande nur sehr magere Mahlzeiten finden! Ich wollte wetten, daß Du seit drei Tagen nichts gefressen hattest.«

»Das ist wahr,« entgegnete Jeannot, indem er mit seinen großen Augen blinzelte. »Der Andere beträgt sich schlecht gegen mich — er bringt mir nichts mehr. Er hält

weit von hier gute Mahlzeit und kommt nicht eher wieder zu mir, bis er eine Wunde wegbekommen hat — dann muß ich ihn pflegen. — Er ist ein Undankbarer, ein schändlicher Undankbarer!«

»Der Andere!« wiederholte Fargeot im Tone der Verwunderung, obschon er die Worte des Wahnsinnigen recht gut verstand. »Von wem sprichst Du denn, Jeannot?«

Als der Wahnsinnige seinen Namen hörte, bekam er einen plötzlichen Anfall von Wuth.

»Ha!« hob er plötzlich wieder an »willst Du vielleicht auch behaupten, daß ich ein Mensch sey und daß ich Jeannot heiße? Wenn ich glaubte —«

Er schwieg plötzlich, sein Blick ward starr; es war als ob die Gegenwart seines ehemaligen Herrn unklare und ferne Erinnerungen in ihm erweckte.

»Zuweilen,« hob er mit gedankenvoller Miene wieder an, »scheint es mir in der That, als wäre ich sonst ein Mensch gewesen und hätte Jeannot geheißen. Wenigstens lebte ich unter Menschen und ich aß Brot und ich schlief in Häusern — aber vielleicht habe ich dies alles nur geträumt.«

Fargeot sah in diesen Worten einen Beginn der Rückkehr zur Vernunft und wollte diesen lichten Augenblick benutzen, um die Aufschlüsse zu erhalten, welche er zu suchen gekommen war.

»Ganz gewiß bist Du ein Mensch gewesen,« sagte er in bestätigendem Tone. »Erinnerst Du Dich nicht mehr, auf der Meierei in Varinas mein Knecht gewesen zu seyn? Hast Du denn meine Frau Margarethe, die Amme des kleinen Vicomte, und meine Tochter Marion und deinen Cameraden Simon Granget vergessen, mit welchem Du Dich so oft schlugst, weil

er seine Schafe davonlaufen ließ und Dich dann beschuldigte, sie ihm gestohlen zu haben?«

Jeder dieser Namen brachte einen lebhaften Eindruck auf den Wolfmenschen hervor. Sein bestialisches Gesicht verrieth Nachdenken. Ermuthigt durch diesen Erfolg fuhr Fargeot fort:

»Eben fällt mir noch ein Umstand ein, der deinem Gedächtniß nicht entschwunden seyn kann. Erinnerst Du Dich noch des Abends, wo jener arme kleine Knabe, der Vicomte Varinas, verschwand? Man hat immer geglaubt, er sey durch einen Zufall ums Leben gekommen, aber Du wußtest — Du hattest gesehen —«

»Weder ich noch der Andere haben den Knaben gefressen,« sagte Jeannot, wie durch seine Erinnerungen hingerissen. »Die Wölfe waren nicht da — es gab noch keine Wölfe. Aber ich begegnete am Abend dem Mönch, welcher mit einem andern Mann nach dem Schlosse hinaufging. Der Mönch war es, der den Knaben mit fortnahm, das weiß ich ganz gewiß.«

»Ah, das ist ein Geständniß, welches sehr wichtig ist!« rief Fargeot alle Zurückhaltung vergessend. »Wohlan, höre mich an, Jeannot. Verstehe Dich dazu, vor Leuten, die nicht sehr weit von hier sind, zu wiederholen, was Du so eben in Bezug auf den Mönch gesagt hast, und zum Lohn dafür wirst Du gut bewirthet werden. Du sollst Brot und Fleisch bekommen —«

Er schwieg, als er gewahrte, daß er allzuschnell auf die Intelligenz des Lykanthropen gerechnet hatte. Dieser, der durch diese verführerischen Versprechungen einen Augenblick lang versucht worden, hatte plötzlich wieder seine wilde Miene angenommen.

»Ich bin kein Mensch,« sagte er wüthend, »ich bin ein Wolf. Sieh meine Klauen an — sieh meine Zähne an. — Muß ich Dich denn zerreißen und fressen, um Dir zu beweisen, daß ich ein Wolf bin?«

Gleichzeitig streckte er seine mit spitzigen, eines wilden Thieres würdigen Nägeln bewaffneten Hände aus und knirschte mit den langen spitzigen Zähnen, welchen er seinen Beinamen verdankte. Fargeot fühlte unter seinen Kleidern nach den Kolben seiner Pistolen, um im Nothfalle bereit zu seyn, dennoch aber antwortete er indem er sich bemühte, seine Furcht zu verhehlen:

»Nun wer sagt Dir denn das Gegentheil? Man sieht es wohl, daß Du ein Wolf bist — und zwar einer von den furchtbarsten, die es geben kann. Bist Du es nicht, den man die Bestie des Gévaudan nennt und vor dem das ganze Land erzittert?«

Diese seltsame Schmeichelei schien Jeannots Manie auf ganz besondere Weise zu kitzeln.

»Nein, nein,« antwortete er im Tone falscher Bescheidenheit, indem er seinen dicken Kopf auf seinem schuppigen Hals hin- und herwiegte, »ich bin es nicht — das ist der Andere. Und dennoch wo wäre er, frage ich Dich, wenn er mich nicht hätte? Wer würde ihm die Thüren öffnen, damit er in die Häuser kann? Wie wollte er den Schlingen aus dem Wege gehen, welche man ihm überall legt? Wer würde ihm zeigen, wie er sich bei den großen Treibjagden verstecken muß? Wer würde seine Wunden verbinden, wenn er sich von den Jägern hat ertappen lassen? Er ist so hartnäckig, so unklug. Ohne mich wäre er schon längst zwanzigmal todt. — Und dennoch, wenn Du wüßtest, wie schlecht er an mir handelt. Wir zanken uns unaufhörlich, denn er denkt nur an

sich. — Er ist ein Undankbarer, sag' ich Dir. Und dennoch habe ich ihn aufgezogen, ich könnte beinahe sagen, daß ich sein Vater bin!«

»Aber, Wolf, wenn er so schlecht ist, warum verlässest Du ihn dann nicht?«

»Ich kann nicht,« entgegnete der Lykanthrop in einem wehmüthigen Ton, der sich in einem solchen Falle sehr seltsam ausnahm. »Er ist stärker als ich. Es ist so lange her, daß wir Freunde sind! Früher hatte ich Verwandte unter den Menschen. Es ist mir sogar, als wäre ich ganz kürzlich erst einem in dieser Gegend begegnet — aber ich hasse die Menschen so sehr, und dann, da man doch immer Jemanden lieben muß, weißt Du — so habe ich mich an ihn angeschlossen. Ist es daher nicht eine Schande, daß er sich so schlecht beträgt? So ist er zum Beispiel in diesem Augenblick fortgelaufen, aber er wird bald wiederkommen, denn so eben habe ich an dem Saume des Waldes einige jener Jäger gehört die uns unaufhörlich auflauern. Wohlan, Du wirst sehen, daß er mir keine Hammelkeule, keinen Hasen, kein Kaninchen mitbringt, wie ein Anderer thun würde. Dagegen wird er in der schlechtesten Laune seyn, weil er vielleicht einen Schuß oder einen Biß von einem Hund oder einen Stich mit einem Hirschfänger bekommen hat. Dann will er allemal den andern Tag schon von seiner Wunde geheilt seyn! Dann muß ich ihn verbinden, ihm das Blei herausziehen, auf die Gefahr hin, selbst von ihm gebissen zu werden, denn siehst Du, oft schont er mich nicht mehr als einen Andern.«

Während der arme Wahnsinnige diese Klagen im Tone verkannter Zuneigung aussprach, traten ihm die Thränen in die Augen.

Diese unglaubliche Verirrung der menschlichen Gefühle

schien jedoch Fargeot nicht zu rühren, der mit verstellter Gleichgiltigkeit wieder anhub:

»Na, Wolf, mein Freund, Du sprichst von Hammeln, von Hasen und von Kaninchen. Sind dies denn die einzigen Dinge, welche Ihr hier schmaust?«

Jeannot lächelte mit geheimnißvoller Miene.

»Ich darf es nicht sagen,« antwortete er leise. »Alle Jäger würden dann auf mich eben so Jagd machen, wie sie auf ihn Jagd machen, anstatt daß die Dummköpfe mich für einen Menschen halten und ruhig gehen lassen, wenn sie mir bei den Treibjagden begegnen. Ist das nicht ganz spaßhaft, daß sie mich für einen Menschen halten? Ja, ja,« fuhr er in vertraulichem Tone fort, »wir schmausen auch oft einen von diesen verwünschten Menschen, aber das darf man nicht sagen — das ist ein Geheimniß.«

»Und bist Du es nicht,« fragte Fargeot schaudernd, »der Du in dem Walde von Mercoire meine Tochter, meine arme Marion zerrissen hast?«

»Nein, das bin ich nicht gewesen,« entgegnete der Wahnsinnige. »Das war auch ein Streich von dem Andern. Ich hatte es blos auf die vornehme Dame abgesehen, die so bös ist, die immer eine Flinte bei sich führt. Blos zum Spaß hatte ich ihm deine Kleine versprochen, aber er versteht einmal keinen Spaß. Er nahm die Sache ernst und auch diesmal war ich nicht der Stärkste.«

»Du hättest ihm die Lunge, die Augen ausreißen — Du hättest um Hilfe rufen sollen!«

»Ja, wenn ich ein Mensch wäre! Aber wir Wölfe handeln nicht auf diese Weise — das weißt Du recht wohl.«

»Du hättest mich wenigstens wecken sollen,« rief Fargeot mit Nachdruck, jede Klugheit bei Seite setzend, »Du hättest

mich warnen sollen, mich erbärmlichen Vater, der ich betrunken und schlafend nur wenige Schritte entfernt lag, während jenes teuflische Thier meine Tochter zerriß. Aber ich werde sie rächen, dieses arme, unschuldige Kind, das ich während seines ganzen Lebens so unglücklich gemacht habe! — Ja, ich werde nicht eher von hier fortgehen, als bis ich mich gerächt habe! Aber rufe es doch, dieses fluchwürdige Ungeheuer, welches mir meine liebe Marion geraubt hat! Wo ist es? Ich erwarte es; warum kommt es nicht?«

Der Wolfmensch verstand diese Worte vielleicht nicht ganz deutlich, aber dennoch begann eine Wolke des Argwohns sich über seine stumpfsinnigen Züge zu lagern.

Fargeot ließ sich dadurch nicht beunruhigen und hatte sich mit herausfordernder Miene erhoben.

Plötzlich als wenn der Himmel seinen eifrigen Wunsch hätte erhören wollen, ließ sich ein leichtes Rascheln in dem Gesträuch vernehmen, welches den Eingang der Grotte verschloß.

Ein ungeheures Thier glitt verstohlen durch das Laubwerk hindurch, blieb aber gleich bei den ersten Schritten stehen und begann zu knurren, als ob ein neuer Gegenstand sein Mißtrauen und seinen Zorn erweckt hätte. Sein gewaltiger Schattenriß hob sich von der leuchtenden Oeffnung der Grotte ab und seine Augen funkelten wie zwei in einen glühenden Schmelzofen gebohrte Löcher.

Fargeot's Aufregung legte sich sofort und er stand stumm und unbeweglich da. Der Wahnsinnige dagegen schien alles Uebrige zu vergessen und indem er sich auf Knien und Händen nach dem Thiere hinschleppte, sagte er in gutmüthigem Tone:

»Nun, Herumtreiber, wo kommst Du denn her? Hast

Du vielleicht wieder einen Hieb wegbekommen? Aber dennoch stehst Du munter und guter Dinge da, als ob es auf der ganzen Welt keine Jäger mehr gäbe! Ich wette, daß Du Dich in den Schnee gelegt hast, um deine letzte Wunde frisch zu erhalten. Es ist erstaunlich, wie wohlthätig der Schnee für Dich ist. — Aber was hast Du denn, daß Du so knurrst und daß sich Dir das Haar sträubt? Der, den Du hier siehst, ist ein Freund — er ist ein Wolf wie wir. — Also komm nur herein, sage ich Dir, und fürchte nichts.«

Trotz dieser Aufforderung aber kam das wilde Thier nicht näher und seine Flammenaugen schienen das Innere der Grotte zu erleuchten.

Mittlerweile erholte sich Fargeot allmälig von seinem Schrecken. Zorn und der Wunsch, sich zu rächen, beherrschten bald seinen ersten Eindruck von Furcht. Er bewaffnete verstohlen jede seiner Hände mit einem Pistol.

»Jeannot,« stammelte er, »ist dies das Ungeheuer, welches — ist dies die Bestie des Gévaudan?«

Und ohne auf die Antwort zu warten, zielte er auf das wilde Thier.

Jeannot aber warf, die Furcht, welche der Anblick von Schußwaffen ihm gewöhnlich einjagte, überwindend, sich blindlings dazwischen und als der Schuß losging, fuhr die Kugel in die Wand der Grotte.

Der Wolf schien durch den Knall mehr gereizt als erschreckt zu werden. Sein dumpfes Knurren verwandelte sich in ein fürchterliches Geheul und er lief vorwärts, sey es um seinen Cameraden zu schützen, sey es, um seine eigene Beleidigung zu rächen.

Der Wahnsinnige klammerte sich immer noch an Fargeot

an und hinderte ihn, von seinem zweiten Pistol Gebrauch zu machen.

»Hieher, Wolf!« rief er mit seiner heiseren Stimme. »Wir sind verrathen! — Es ist kein Wolf — es ist ein Mensch, es ist ein Jäger — er hat kleine Flinten. — Rächen wir uns! wir müssen ihn zerreißen — wir müssen ihn fressen! er ist unser!«

Die Grotte war von Rauch angefüllt und man konnte nicht sehen. Es fand ein furchtbarer Kampf im Finstern statt, Fargeot war es als ob Stahlspitzen sich in sein Fleisch eingrüben. War es das Thier oder war es Jeannot, der ihn so lebendig zerriß? Er wußte es nicht, aber leistete aus allen Kräften Widerstand, und da er sehr stark und rüstig war, so konnte man ihn nicht niederwerfen. Er drängte trotz der Anstrengungen seiner Feinde nach dem Ausgange der Grotte hin und schrie:

»Zu Hilfe! Zu Hilfe, Jäger! Hier ist die Bestie! hier ist Jeannot! Sie sind da! — Kommt mir zu Hilfe!«

Dennoch aber war es zweifelhaft, ob Fargeot, mit Bissen bedeckt und sein Blut aus tausend Wunden verlierend, so mit der Wucht seiner Gegner belastet aus der Grotte hinauskommen würde.

Der Instinct der Selbsterhaltung, der Rachedurst gaben ihm in diesem furchtbaren Augenblick ein Mittel ein. Er hatte noch ein Pistol, die Hand aber, welche dasselbe hielt, war kräftig gepackt. Dennoch drückte sein Finger es ab und der Schuß ging los. Die Kugel traf eben so wie die erste Niemanden, die Flamme des Pulvers aber hatte die Haare des Wolfes versengt, welcher einen Augenblick seine Beute losließ.

Fargeot fühlte eines seiner Beine plötzlich wie von dem

Druck eines Schraubenstockes befreit. Er benutzte diesen Umstand, um sich auch des Lykanthropen zu entledigen, den sein langes Fasten und seine Lebensweise, so lange er allein war, eben nicht sehr furchtbar machten, und eilte aus der Grotte hinaus, indem er fortfuhr, um Hilfe zu schreien.

Obschon er aber das Licht des Himmels wiedersah, so war, doch noch nicht alle Gefahr für ihn vorüber. Er sah sich auf einer Plattform von einigen Fuß Flächeninhalt, welche sich vor der Grotte hinzog. Unter ihm lag der stachlige, beinahe undurchdringliche Wald, wo seine Feinde nicht verfehlen konnten, ihn bald wieder einzuholen, und über ihm erhob sich der kahle, senkrechte, unzugängliche Felsen.

Dennoch aber gestatteten die Umstände keine lange Ueberlegung. Der Mann und der Wolf eilten herbei, um den Kampf wieder zu beginnen. Nun bemerkte Fargeot den Felsenrand, welcher unter dem Wasserfalle hinwegführte.

Zu jeder andern Zeit wäre er vor der Schwierigkeit dieses einzigen Rettungsweges zurückgebebt, aber die Noth drängte ihn und er wagte sich taumelnd auf den Sims.

Kaum hatte er einige Schritte gethan, als er unter der durch den Wasserfall gebildeten Wölbung hervor Leonce von Godart's Hunde gefolgt auf sich zukommen sah.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« rief der unglückliche Forsthüter, dessen Kräfte erschöpft waren und der auf dem feuchten Felsen zusammensank.

Die Hilfe aber sollte zu spät kommen. Fargeot lag wie vernichtet am Rande des Abgrundes, als er plötzlich einen schweren Körper sich auf ihn werfen fühlte.

Es war Jeannot, der ihm nachgeeilt war und ihn mit neuer Wuth packte. Hinter ihm zeigte die Bestie des Gévaudan ihren dicken, struppigen Kopf.

Ein Gedanke der Verzweiflung durchzuckte den Forsthüter. Anstatt den Wolfmenschen zurückzustoßen, der ihn wüthend biß, umschlang er ihn mit einem seiner Arme, während er mit der andern Hand das reißende Thier zu fassen suchte.

In der That gelang es ihm auch sich des Beines des Ungeheuers zu bemächtigen und sofort begann er sich krampfhaft zu winden, um seine beiden Feinde nach dem Abgrunde hinzuzerren.

»Ha!« rief er mit gebrochener Stimme, »wir werden alle zusammen umkommen und meine Tochter wird gerächt seyn!«

Die Andern aber hatten seine Absicht wohl begriffen und stemmten sich, um sich auf dem schmalen Vorsprunge zu halten, welcher der Schauplatz des Kampfes war. Eine gewaltige Anstrengung des Wolfes und ein Biß, der dem unglücklichen Fargeot die Hand zerbrach, machte das Thier frei. Dagegen aber umschlang der Forsthüter Jeannot nur um so fester.

Letzterer versuchte umsonst sich an den Felsen anzuklammern, dessen feuchte Oberfläche von seinen starken Nägeln zerrissen ward.

Plötzlich schien der Boden unter ihnen zu weichen. Sie blieben einige Secunden lang, sich fest an einander anklammernd, über dem Abgrund schweben. Bald aber ward der Wolfmensch matt und ließ plötzlich los.

Beide stürzten in den Abgrund hinunter und verschwanden in den Schaumwolken des Wasserfalles.

Diese Ereignisse, der Kampf und die Katastrophe waren in weniger Zeit geschehen als wir gebraucht haben, um sie zu erzählen.

In diesem Augenblick kam Leonce, begleitet von dem treuen Castor und von weitem gefolgt von dem Baron von Laroche-Boisseau, dessen Gang auf diesem trügerischen Abhang weit vorsichtiger war.

Leonce hatte wohl von der andern Seite des Wasserfalls die beiden Männer und ihren erbitterten Kampf gesehen, war aber, mit der Sorge für seine eigene Sicherheit beschäftigt, nicht im Stande gewesen, sie mit Muße zu beobachten. Als er daher den Platz erreichte, wo sie kurz vorher sich befunden, wunderte er sich nicht, sie nicht mehr zu sehen. Er glaubte, sie seyen hinter einer Erhöhung des Terrains oder hinter einem dichten Gesträuch verborgen und würden bald wieder zum Vorschein kommen.

Uebrigens nahm auch gleich von vorn herein eine wichtige Thatsache seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt stand ein Wolf von riesiger Größe über den Abgrund gebeugt, auf dessen Boden er ein wehklagendes Geheul ausstoßend hinabschaute.

Man wird leicht begreifen, daß es Leonce noch ein wenig an Geistesgegenwart fehlte. Er zögerte, in diesem Thiere, welches sich so unerwartet seinem Blick darbot, jene furchtbare Bestie des Gévaudan zu erkennen, deren Tod auf so herrliche Weise belohnt werden sollte. Vielleicht trug auch die unvermeidliche Gemüthsbewegung eines Jeden, der als Jäger noch Neuling ist, zu seiner Unthätigkeit bei.

Dennoch aber dauerte es nicht lange, so erlangte er seine Kaltblütigkeit wieder.

»Das ist die Bestie!« dachte er; »das muß sie seyn!«

Und er legte seine Kugelbüchse an, um zu schießen.

Schon aber war das Thier, dessen Wachsamkeit durch einen außerordentlichen Umstand eingeschläfert worden, wieder

aufmerksam. Es drehte den Kopf herum und schoß auf den unbeweglichen Leonce jenen bestrickenden Blick, dessen Glanz so Wenige zu ertragen vermochten. Dann aber hörte es auf zu heulen und kletterte den mit Gestrüpp bedeckten Abhang hinunter, der nach dem Gehölz führte, in welchem es einen sichern Schlupfwinkel finden mußte.

Leonce zielte immer noch, unglücklicherweise aber schlüpfte es hinter die Farrnkräuter und die Erhöhungen des Bodens mit einer Gewandtheit, die es ohne Zweifel einer langen Erfahrung verdankte. Der Jäger konnte daher nicht mit Hoffnung auf Erfolg schießen und das Thier befand sich schon in einer ziemlichen Entfernung an dem äußersten Saume des Waldes, als er abdrückte.

Die Kugel riß eine Furche in das undurchdringliche Fell des Thieres und einige Haarbüschel stoben in die Höhe. Der Wolf knurrte und schleuderte einen flammenden Blick auf den jungen Jäger. Dennoch aber drang er, nachdem er nur einen Augenblick Halt gemacht, in das Dickicht ein und verschwand. Castor hatte das Thier gesehen und verfolgte es eifrig.

»Halloh! halloh!« rief Leonce vor Aufregung zitternd, »ich habe es getroffen — ich weiß es bestimmt —«

»Getroffen habt Ihr es allerdings, aber nicht getödtet,« entgegnete der Baron von Laroche-Boisseau, der mittlerweile ebenfalls herbeikam, in spöttischem Tone. »Die Kugel hat seinen dicken Pelz nur ein wenig ausgestäubt, dennoch aber kann man in Betracht der Entfernung und der Schwierigkeit des Schusses sagen, daß Ihr alles Mögliche geleistet habt. Morbleu, junger Mann, welche Keckheit, welches Feuer, welcher Blick und welche Sicherheit! Ihr springet ja wie eine Gemse unter diesen Felsen und Abgründen umher! Wenn die Eigenliebe sich nicht ins Spiel gemischt hätte, Gott

verdamme mich! ich selbst hätte nicht gewagt Euch zu folgen.«

Leonce aber hörte auf diese ironischen Glückwünsche nicht weiter.

»Ich habe den Wolf getroffen,« wiederholte er in außerordentlicher Aufregung. »Verwundet wie er ist, kann er Castor nicht widerstehen. Ich werde in das Gehölz hinabklettern, um meinen Hund zu unterstützen und vielleicht —«

»In das Gehölz hinabklettern wollt Ihr?« entgegnete der Baron, die Achseln zuckend; »und wie werdet Ihr Euch vertheidigen, wenn das Thier Euch angreifen sollte? Was euern Hund betrifft, so gebe ich zu, daß derselbe sehr stark und muthig ist, aber Ihr werdet sogleich sehen was ihm begegnen wird.«

»Gleichviel — ich will in das Dickicht eindringen —«

»Wie es Euch beliebt, Monsieur,« sagte der Baron sorglos. »Aber glaubet mir, wagt Euch dort nicht hinein, ohne vorher eure Büchse wieder geladen zu haben.«

Diesmal begriff Leonce, daß Laroche-Boisseau Recht hatte, und trotz seines Ungestüms begann er seine Büchse wieder zu laden. Während er dies mit möglichster Beschleunigung that, ließ sich ein Wehgeheul aus dem Walde heraus hören und gleichzeitig ward Castor von gewaltiger Kraft über das Gebüsch hinweggeschleudert.«

»Sagte ich es Euch nicht?« hob der Baron lachend wieder an. »Euer Hund ist gut ausgezahlt worden! Der Wolf macht sich nicht viel aus dergleichen Feinden, mögen sie ihrem Herrn auch noch so viel Geld gekostet haben. Da kommt der arme Hund in erbärmlichem Zustande auf uns zugehinkt, und nun, wo unser tapferer Wolf sich seines Gegners entledigt hat, wird er nicht zögern, das Feld zu räumen und den gro-

ßen Entschluß zu fassen, wenn er seinen alten Ruf der Klugheit nicht verläugnet.«

Kaum hatte der Baron diese Worte gesprochen, so kam der Wolf, als ob er alle Vorhersagungen des erfahrenen Jägers hätte bestätigen wollen, auf der entgegengesetzten Seite des Thales aus dem Gehölze heraus und erreichte schnell eine nahe Schlucht.

»Nun, zweifelt Ihr noch daran?« fragte Laroche-Boisseau den bestürzten Leonce. »Unser Freund hat seinen Reiseschritt angenommen und marschirt ganz keck, obschon Ihr ihm seinen Pelzrock ein wenig beschädigt habt. — Ja, ja, Monsieur Leonce, nun ist die Sache verfehlt. Ich glaube indessen wirklich, daß Ihr recht wohl im Stande seyd, Revanche zu nehmen. Mein Gott, wenn man bedenkt, daß ein friedlicher Schüler der Abtei Frontenac auf diese Weise einen Wolf zu jagen versteht!«

Leonce schlug sich verzweifelt vor die Stirn.

»Er flieht! er flieht!« rief er mit einem gewissen Grade von Zorn gegen sich selbst. »Und wenn man bedenkt, daß ich ihn hier vor mir hatte, daß ich so leicht — doch ich werde ihn verfolgen,« setzte er mit Aufregung hinzu. »Ich werde seiner Spur nachgehen, die auf dem Schnee sehr leicht sichtbar seyn muß.«

»In diesem Falle aber werdet Ihr ihm allein folgen, denn euer armer Hund wird nicht so bald im Stande seyn, Euch zu begleiten,« sagte der Baron. »Glaubet mir, Monsieur Leonce. Beeilet Euch nicht diesem kräftigen Thiere nachzulaufen. Seinem Gange nach zu urtheilen wird es nicht eher Halt machen, als bis es zwanzig bis dreißig Wegstunden von hier ist. Uebrigens,« fuhr er fort, »legt Euch auch die Menschlichkeit die Pflicht auf, uns nicht so bald zu verlassen. Dort

unten befindet sich dieser arme Legris, den man im Begriffe ist aus dem Abgrund herauszuschaffen, und ich hoffe, daß er, Dank dem Strauchwerke, auf welches er gefallen ist, weder Rippen, noch Arme, noch Beine gebrochen hat. Es ist dies aber, fürchte ich, Monsieur Leonce, noch nicht alles Unglück, welches wir zu beklagen haben. Als Ihr hierher kamt, habt Ihr zwei Männer sehen müssen, welche auf der Stelle, wo wir jetzt stehen, mit einander kämpften. Vermuthet Ihr nicht, was aus Ihnen geworden seyn kann?«

Leonce, der bis zu diesem Augenblicke durch die Aufregung der Jagd in Anspruch genommen worden, schien aus einem Traume zu erwachen.

»In der That,« sagte er stutzend, »so eben waren sie noch hier und ich kann nicht begreifen — kennet Ihr diese Männer, Herr Baron?«

»Allem Anscheine nach war der eine Fargeot, der ehemalige Oberforsthüter von Mercoire, und der andere jener unglückliche Wahnsinnige Jeannot mit den großen Zähnen. Ich habe das größte Interesse daran zu erfahren, was ihnen begegnet ist.«

»Wohlan, suchen wir sie aufs Schnellste. Wirklich, dieses plötzliche Verschwinden läßt sich nicht anders als durch ein Unglück erklären.«

Man rief einige Bergbewohner, welche sich endlich entschlossen, auf dem gefährlichen Wege des Simses nachzukommen.

Nun begann man eine genaue Untersuchung der umgebenden Oertlichkeit. Man drang in die Grotte, wo noch die abgeschossenen Pistolen lagen; man folgte den Blutspuren Fargeot's bis an die Stelle, wo der letzte Kampf stattgefunden.

Hier beobachtete der Baron mit dem Scharfsinn eines geschickten Jägers das Terrain und erkannte bald ohne Mühe sehr genau, was geschehen war. Vergebens aber sondirte man den Abgrund mit den Augen. Man sah weiter nichts als schwarze Felsen und Schaum.

»Wer diese Menschen auch seyn mögen,« sagte Leonce mit Wärme, »so dürfen wir doch nicht verabsäumen, um sie zu retten, oder wenigstens ihre Leichen aufzufinden und ihnen ein christliches Begräbniß zu verschaffen. Ich entsage daher für den Augenblick der Verfolgung der Bestie des Gévaudan — später werde ich ihre Spuren wieder finden. — Mittlerweile, Herr Baron, verfüget über mich und meine Leute.«

Laroche-Boisseau nahm dieses großmüthige Anerbieten mit cordialer Miene an, obschon sein spöttisches Lächeln einen Hintergedanken verrieth.

Wenige Augenblicke darauf zerstreute sich der Trupp, um auf verschiedenen Wegen in den Abgrund hinab zu klettern.

Was Legris betraf, so hatten die Gebirgsbewohner ihn schon aus dem Abgrunde heraufgeholt und mit Ausnahme zahlreicher Contusionen, welche ihn nöthigen mußten, einige Tage lang das Bett zu hüten, schien sein Sturz keine schlimmen Folgen nach sich ziehen zu sollen.

---

## VIII.

## Vertrauliche Mittheilungen.

Gegen das Ende desselben Tages kamen der Baron und Leonce mit den Jägern und den Bergbewohnern, die sie mitgenommen, sehr müde und erschöpft in der Meierei Motte-Rouge wieder an. Ihre thätigen und gefährlichen Nachsuchungen waren vergeblich gewesen. Umsonst hatte man unter den größten Gefahren die Höhlen und Gebüsche des Wasserfalls durchwühlt. Die Leichen Fargeot's und des Wolfmenschen hatten sich nicht wiedergefunden.

Dennoch aber zweifelte man nicht mehr, daß diese beiden Unglücklichen umgekommen seyen, und in der That entdeckte mehre Monate nach diesen Ereignissen ein Hirt in dem Strome, weit unterhalb des Wasserfalles, zwei scheußliche Gerippe, die durch das Anschlagen an die Felsen zerschellt und gleichsam zermalmt waren, aber doch noch so fest aneinander hafteten, daß man Mühe hatte, sie auseinander zu reißen.

Die Nacht war nahe. Der Schnee fiel in dichten Flocken, ohne jedoch von Wind und Sturm begleitet zu seyn. Dieser Umstand machte die Ausführung des Projectes unmöglich, welches Leonce gefaßt, sich sofort zur Verfolgung des Wolfes wieder aufzumachen, denn der neue Schnee mußte überall die Spuren verdecken. Uebrigens brach auch die Nacht ein und der junge Mann, wie groß auch seine Kraft und sein

Muth seyn mochte, hatte sich während des so ereignißvollen Tages nicht geschont.

Seine Ermüdung war daher außerordentlich und er hatte Mühe, die Meierei Motte-Rouge zu erreichen, wo er einen Theil seiner Leute wiederfinden sollte.

Leonce und der Baron gingen neben einander, ein wenig hinter dem andern Trupp. Eine unverkennbare, wenn auch nicht herzliche Höflichkeit hatte trotz ihrer Nebenbuhlerschaft nicht aufgehört zwischen ihnen zu herrschen. Der Neffe des Priors wollte aus Berechnung und auch seinem Charakter zufolge sich in diesem Kampfe der Courtoisie nicht besiegen lassen, und trug daher Sorge, daß keine Anspielung auf die Vergangenheit den Gefährten beleidige, welchen die Nothwendigkeit ihm aufdrang.

Dennoch aber sehnte er sich vielleicht im Geheimen sehr, ihn zu verlassen und die Freiheit seines Handelns wieder zu erlangen.

Laroche-Boisseau war, nachdem er ihm eine Menge stets ein wenig ironischer Complimente über seine Energie, seine Gewandtheit und über den Eifer gemacht, den er bei der Nachforschung nach den unglücklichen Verschwundenen entwickelt, sehr gedankenvoll geworden und Leonce sagte seinerseits in höflichem Tone zu ihm:

»Ihr scheint nicht mehr recht gut gelaunt zu seyn, Herr Baron; dennoch hoffe ich, daß der Zustand eures Freundes nichts Beunruhigendes hat und daß man uns in der Meierei zufriedenstellende Meldungen darüber machen wird.«

»Meines Freundes,« sagte Laroche-Boisseau in verächtlichem Tone. »Legris ist nicht mein Freund. Er ist der Sohn eines meiner Geschäftsagenten und in dieser Eigenschaft habe

ich ihm ein wenig behilflich seyn wollen. — Seine Contusionen sind durchaus nicht gefährlich. Ruhe und einige Tassen Wundfieberthee werden ihn bald wieder auf die Beine bringen. Ich glaubte aber, Monsieur Leonce, Ihr wüßtet, wie viel mir daran lag, wohlbehalten und unversehrt die beiden armen Teufel wiederzufinden, welche sich in Wasserdämpfe aufgelöst zu haben scheinen.«

»Der Eine von ihnen war, wenn ich mich nicht irre, nachdem er lange in Fräulein von Barjac's Diensten gestanden, in den euren übergegangen. Was den Andern betrifft, so spricht man von diesem als von einem gefährlichen Tollhäusler.«

»Ist dem wirklich so, Monsieur?« fragte der Baron, indem er ihn scharf ansah. »Wie Ihr wisset nicht, welch großes Interesse ich an dem Schicksale dieser beiden Männer haben muß, ja welches Interesse Ihr selbst daran haben müßt?«

»Ich, mein Herr? Noch einmal versichere ich Euch, daß ich sie nicht kannte und daß nur das Gefühl der Menschlichkeit —«

»Als Ihr Euch vorhin so eifrig zeigtet, diese Unglücklichen aufzufinden, die nur verwundet seyn konnten, brachte ich euern Eifer auf Rechnung von Gefühlen anderer Art, zum Beispiel auf Rechnung des Wunsches, endlich die Sonne der Wahrheit in einer Angelegenheit aufgehen zu sehen, welche Euch eben so berührt wie mich, obschon aus verschiedenen Gründen.«

»Bei meiner Seele, Monsieur, ich verstehe Euch nicht.«

»Aber dennoch scheint es mir unmöglich zu seyn, daß Ihr, der Zögling der Väter von Frontenac und Neffe ihres Priors, keine Kenntniß von dem Criminalprozesse habt, den

ich gegen eure Abtei und persönlich gegen euern Onkel wegen des Verschwindens des Vicomte von Varinas, meines Verwandten, anhängig gemacht habe. Nun aber waren der ehemalige Oberforsthüter von Mercoire und Jeannot die einzigen Zeugen, welche ich zur Unterstützung der von mir geltend gemachten Thatsachen beibringen kann, und ihr Tod wird vielleicht das Fehlschlagen meiner Ansprüche zur Folge haben. Dieses Ereigniß ist daher ein sehr glückliches für eure Freunde, Monsieur Leonce, und Ihr könnet ihnen dazu Glück wünschen.«

Der arme Leonce versuchte umsonst, sich diese halb vertraulichen Mittheilungen zu erklären, die perfider Weise vielleicht darauf berechnet waren, ihn zu quälen und zu beunruhigen.

»Dies sind, Monsieur,« entgegnete er, »förmliche Räthsel für mich. Wohl habe ich von den früheren Rechten eurer Familie auf die Domaine Varinas sprechen hören, aber diese Rechte sind schon seit langer Zeit durch richterlichen Spruch erloschen und man könnte sie daher doch auch heute nicht wieder vom Neuen zum Leben erwecken.«

Laroche-Boisseau nahm eine ernste Miene an.

»Ihr könnt,« sagte er, »sehr ehrenwerthe Beweggründe haben, um zu thun, als wüßtet Ihr nicht, wovon jetzt allgemein gesprochen wird und es kommt mir nicht zu, diese Gründe zu ermitteln. Dennoch aber, Monsieur Leonce, werdet Ihr gestehen, daß Euch die Ankunft des Bischofs von Aleppo, des königlichen Commissärs, in der Abtei Frontenac eben so bekannt ist, wie der über das ganze Kloster ausgesprochene Bann und der Zellenarrest des — kurz einer Person, die Euch sehr nahe steht.«

Diesmal sah Leonce, wenn auch noch unklar, die furchtbare Wahrheit.

»Wartet!« sagte er mit Aufregung. »Allerdings erinnere ich mich, daß an dem Tage, wo ich die Abtei verließ, ein hochgestellter Geistlicher so eben eingetroffen war. Und dann die bestürzte Miene der frommen Väter, die augenscheinliche Unruhe meines Onkels und besonders seine Eile mich abreisen zu sehen. — O, Herr Baron,« fuhr er in bittendem Tone fort, »verschweiget mir nichts! Welche Beweggründe haben den Bischof bestimmen können, auf so strenge Weise gegen die guten Väter und ganz besonders gegen meinen geliebten Onkel zu verfahren? — denn ohne Zweifel ist es dieser, von welchem Ihr sprechen wolltet.«

»Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt.« antwortete Laroche-Boisseau, indem er heuchlerisch seufzte. »Ich wollte Euch nicht betrüben, Monsieur Leonce denn Ihr seyd ein wackerer junger Mann, und ich menge Euch nicht in meinen gerechten Haß gegen alle dieseverächtlichen Mönche. Lassen wir daher diese Sache ruhen, denn sie könnte für uns beide nur peinlich seyn. Auch,« fuhr er mit wirklichem Kummer fort, »wird diesmal der Tod meiner beiden Zeugen wahrscheinlich der Sache eine andere Gestalt geben. Die Anklage, die nun nicht hinreichend bewiesen werden kann, wird von selbst zu Boden fallen und man wird mich vielleicht meinerseits des Betruges und der Verleumdung beschuldigen. Mordieu, wir werden ja sehen!«

»Herr Baron,« hob Leonce mit steigender Angst wieder an, »ich bin weder euer Richter noch der Richter irgend Jemandes, aber ich beschwöre Euch, mich von den Thatsachen zu unterrichten, welche in Frontenac seit meiner Abreise stattgefunden haben.«

»Ich hätte freilich gewünscht, daß lieber ein Anderer als ich Euch diese Einzelnheiten mittheilte,« entgegnete Laroche-Boisseau im Tone gut erheuchelten Widerstrebens. »Wenn ich Euch aber beleidige, so werdet Ihr eingedenk seyn, daß Ihr mich zu diesen Mittheilungen genöthigt habt. Erfahret denn, daß die Mönche von Frontenac angeklagt sind, meinen jungen Verwandten, den jungen Vicomte von Varinas, ermordet zu haben, oder ermorden lassen zu haben, um sich seines reichen Erbtheils zu bemächtigen.«

Leonce erschrak über die Größe dieser Beschuldigung, dennoch aber stammelte er:

»Eine solche Anklage ist so wenig glaubhaft, so ungereimt —«

»Es steht Euch frei dies zu denken, aber dennoch wird sie durch zahlreiche Beweise unterstützt und ist ohne Zweifel nicht Jedermann ungereimt erschienen, da der König es angemessen gefunden hat einen ausgezeichneten Prälaten abzusenden, um eine Untersuchung in der Abtei vorzunehmen, und da der königliche Commissär, nachdem er die erforderlichen Erkundigungen eingezogen, das Kloster mit dem Interdict belegt und den Prior zu strenger Einsperrung verurtheilt hat.«

»Meinen Onkel!« rief Leonce mit erstickter Stimme. »Mein Onkel ist also wirklich in diese Sache mit verwickelt?«

»Es wäre vergeblich, es Euch verschweigen zu wollen, mein lieber junger Freund. Der Prior von Frontenac ist auf die stärkste Weise compromittirt. Er scheint der Haupturheber des Todes des jungen Vicomte von Varinas gewesen zu seyn, und wie kann man daran zweifeln, wenn Jeannot, einer der beiden Unglücklichen, die so eben ihren Tod gefunden, dem Pater Bonaventura verkleidet in der Nähe des

Schlosses Varinas wenige Augenblicke vor dem tragischen Ende des armen Kleinen begegnet ist?«

»Das ist nicht wahr, Herr Baron, das ist ganz gewiß nicht wahr!« rief Leonce erbleichend, aber mit außerordentlicher Energie. »Der gute, weise, edelmüthige Prior sollte sich eines solchen Verbrechens schuldig machen? Das ist Unsinn, sage ich Euch! euer Haß gegen sämmtliche Väter von Frontenac und ganz besonders gegen meinen ehrwürdigen Onkel hat Euch vollständig verblendet, so daß Ihr diesen Nichtswürdigkeiten Glauben beimesset.«

Dieser eifrige Protest konnte nicht verfehlen, Laroche-Boisseau's Zorn zu erwecken, aber er hielt an sich und entgegnete in nachsichtigem Tone:

»Ich will Euch gewisse nicht sehr gemessene Worte, die Euch so eben entschlüpften, Monsieur Leonce, nicht übelnehmen. Es ist ganz natürlich, daß Ihr einen nahen Verwandten, der Euch ernährt und erzogen, vertheidigt, wäre er auch in den Augen der ganzen Welt schuldig. Uebrigens werdet Ihr nun vielleicht auch bald gutes Spiel haben. Ich sagte es Euch schon: Die Unmöglichkeit, in welche ich mich jetzt versetzt sehe, zwei wichtige Zeugen zu produciren, wird vielleicht der Sache eine andere Gestalt geben, und die Mönche, denen es weder an Gewandtheit noch an Ansehen fehlt, werden sich weiß wie der Schnee herausziehen — obschon ich mich jetzt noch nicht überwunden gebe.«

Diese letztern Worte wurden in drohendem Tone gesprochen, denn Laroche-Boisseau konnte, während er seine grausame Absicht verfolgte, den Neffen des Priors zu martern, sich doch nicht enthalten, einige seiner wirklichen Eindrücke sehen zu lassen. Uebrigens war ihm sein geheimer Plan nur zu gut gelungen. Der unglückliche Leonce war durch diese furcht-

baren Mittheilungen wie vernichtet. Nichtsdestoweniger richtete er plötzlich wieder den Kopf empor.

»Herr Baron,« hob er mit Heftigkeit wieder an, »ich beharre dabei, zu sagen und zu glauben, daß diese Anklage falsch, erlogen und verleumderisch ist — und wenn die Gerechtigkeit ihren Spruch darüber gefällt haben wird, hoffe ich meinerseits den Verleumder zur Rede zu stellen.«

Und er begann zu laufen wie ein Betrunkener, um den Trupp einzuholen, der ihm voranging, während Laroche-Boisseau mit der Miene befriedigter Rache vor sich hinlächelte.

Mittlerweile näherte man sich der Meierei, deren Gebäude von weitem in dem Abendnebel zum Vorschein kamen. Sobald die Jäger sichtbar wurden, trat ein Mann aus dem Hause und kam ihnen entgegengelaufen.

Es war Labranche, der vertraute Diener des Barons. Er näherte sich seinem Herrn und sagte hastig zu ihm:

»Soeben sind Briefe für Euch angekommen, Herr Baron. Der Stallknecht der Madame Richard in Langogne brachte sie. Dieser arme Teufel verfolgt unsere Spur schon seit zwei Tagen und hat die größte Mühe gehabt, uns zu entdecken. Da ich weiß, wie viel Euch daran liegt, Nachrichten zu bekommen, so habe ich mich beeilt —«

»Gut, gut, Labranche. Diese Aufmerksamkeit wird Dir, sobald ich wieder bei Casse bin, einen guten Louisdor eintragen. — Aber wo sind denn diese Briefe?«

»Der Bote will sie Euch selbst übergeben. Der eine ist von Florac, der andere von Mercoire.«

»Von Mercoire?« wiederholte Laroche-Boisseau mit Erstaunen. »Wer Teufel kann mir denn von dort schreiben? — Was den andern Brief betrifft, so ist er ohne Zweifel von

Legris, dem Vater, meinem Anwalt, und muß sehr wichtige Dinge enthalten. — Sehen wir also rasch.«

Er verdoppelte den Schritt und sah sich bald wieder neben Leonce, der düster und niedergeschlagen mit gesenktem Haupte und thränenfeuchten Augen einherging.

Er redete ihn, indem er lebhafte Theilnahme an seinem Kummer heuchelte, an. Der junge Mann wendete sich mit schroffer Bewegung ab.

»Ihr zürnt mir, Monsieur Leonce,« hob der Baron im Tone freundschaftlichen Vorwurfes an, »und dennoch habe ich Euch keinen Grund dazu gegeben. Höret. Soeben habt Ihr gewisse Thatsachen, die ich Euch berichtete, in Zweifel gezogen, und es liegt mir daran, Euch die vollkommene Richtigkeit derselben zu beweisen. Man meldet mir soeben, daß Briefe für mich von Florac und Mercoire eingetroffen sind. Habt die Güte, einen Augenblick in dieser Meierei zu verweilen und ich werde Euch den Theil meiner Correspondenz mittheilen, welcher sich auf die Ereignisse bezieht, um welche es sich handelt. Ich müßte mich sehr irren, wenn Ihr nicht darin den Beweis fändet, daß ich nur die Wahrheit gesprochen habe.«

Leonce hatte allerdings seine Gründe, um gegen die schnelle Zuneigung und das unbedingte Vertrauen, welches Laroche-Boisseau ihm bewies, argwöhnisch zu seyn. Dennoch aber empfand er einen eifrigen Wunsch, die so eben eingetroffenen Nachrichten kennen zu lernen. Der Brief von Mercoire erregte seine Neugier ganz besonders lebhaft, denn ganz gewiß war darin von Christinen von Barjac die Rede, welche er seit so langer Zeit nicht gesehen.

Nach kurzem Zögern antwortete er daher mit erstickter Stimme:

»Es sey, Herr Baron. Ich werde die Mittheilungen

empfangen, welche es Euch belieben wird, mir zu machen. Und dennoch ist Gott mein Zeuge, daß ich mit Freude mein Leben für die Gewißheit hingeben würde, daß Ihr mich getäuscht habt.«

Sie erreichten die Meierei. Martin und die andern Bergbewohner weigerten sich, bei Fereol einzutreten, der ihr Feind geworden war. Lieber wollten sie, der Abendkälte ausgesetzt und in Schnee stehend, Leonce vor der Thür erwarten.

Fereol seinerseits lud sie auch nicht ein, an seinem Herde auszuruhen, sondern warf ihnen finstere Blicke zu.

Seitdem er den tragischen Ausgang seines Unternehmens in Bezug auf seinen Verwandten Jeannot kannte, ward er wie von geheimen Gewissensbissen gequält; zu stolz aber, sein persönliches Unrecht anzuerkennen und nicht wagend, sich deswegen an den Baron, die erste Ursache des Unglücks, zu halten, bewahrte er einen tödtlichen Groll gegen Martin, seinen Nachbar und Standesgenossen.

Diese Angelegenheit mußte sofort nach Abreise der Fremden der Ursprung eines langen erbitterten Zwistes werden, in welchem die Messer und Kugelbüchsen ohne Zweifel berufen waren, eine blutige Rolle zu spielen.

Das große Zimmer der Meierei war schon erleuchtet, obschon noch einiges Dämmerlicht herrschte. Vor dem Feuer wärmte sich der Bote.

In dem großen Bett, welches in dem einen Winkel des Zimmers stand, lag Legris mit Tüchern und Bandagen umschnürt. Die Meierin und ihre Tochter waren um den Verwundeten beschäftigt. Ein starker Medicingeruch verrieth, daß alle Hausmittel gegen Quetschungen und Beulen bereits in Anwendung gebracht worden waren.

Laroche-Boisseau ging stracks auf den Boten zu, der,

als er ihn sah, sich beeilte aufzustehen und ihm seine Depeschen zu übergeben.

Er ergriff sie begierig und stand schon im Begriff, sie zu lesen, als Legris sich auf dem Ellbogen emporrichtend ihn in kläglichem Tone fragte:

»Ah, lieber Baron, da sind Sie ja endlich! Ist die Bestie des Gévaudan todt?«

Ohne zu antworten riß Laroche-Boisseau das Couvert eines seiner Briefe auf. Plötzlich stieß er einen Freudenruf aus.

»Victoria!« sagte er, indem er das Papier schwenkte, welches er in der Hand hielt. »Ich wagte schon nicht mehr einen solchen Ausgang zu hoffen. — Wünschet mir Alle Glück. Ich bin von jetzt an Graf und Herr von Varinas.«

Die Anwesenden betrachteten ihn mit erstauntem Blick.

»Was sagt Ihr, Baron?« fragte Legris. »Wenn dies wäre, dann würdet Ihr mich ohne Erbarmen verlassen — ich kenne Euch!«

Laroche-Boisseau wendete sich gegen Leonce.

»Ihr verlangtet Beweise,« sagte er. »Ihr hättet es gar nicht besser treffen können. Kommt mit mir.«

Er nahm ein Licht vom Tische und führte den Neffen des Priors in ein kleines Nebengemach, wo sie gegen zudringliche Neugier geschützt waren.

»Leset, Monsieur,« sagte er mit boshafter Freude, indem er Leonce den geöffneten Brief überreichte.

Dieser von Florac datirte Brief war von Legris dem Aelteren, der, wie wir wissen, als Bevollmächtigter des Barons handelte. Der Brief lautete folgendermaßen:

»Mein Herr Baron!

»Eure Sache geht nach Wunsch. Es ist nicht mehr nö-

thig, daß Ihr über Berg und Thal Jagd auf jenen Jeannot mit den großen Zähnen macht, dessen Zeugniß Euch überdies in Anbetracht seines notorischen Wahnsinnes nicht viel genützt haben würde. Sogar die Bestätigungen Fargeot's sind nicht mehr unumgänglich nothwendig, denn der Prior, unser gefährlichster Gegner, hat vor Seiner Eminenz, dem Bischof von Aleppo, Alles bekannt. Diese Thatsache ist außerordentlich und ich könnte nicht glauben, daß dieser schlaue Bonaventura sich ein solches Geständniß hätte entschlüpfen lassen, wenn nicht Monseigneur, den ich so eben in eurem Interesse gesprochen, mir selbst die Gewißheit davon gegeben hätte.

»Ihr errathet ohne Zweifel, Herr Baron, die Folgen dieser neuen Thatsachen mit leichter Mühe. Der Bischof ist, von der Strafbarkeit der Mönche von Frontenac überzeugt, vollkommen bereit, Euch die Domaine Varinas herauszugeben, sobald Ihr die Beweise geliefert haben werdet, daß Ihr der nächste Verwandte und Erbe des verstorbenen Grafen und des kleinen Vicomte seyd. Ich bin eben beschäftigt, diese Beweisstücke aufzusuchen, welche sich unter euren Familienpapieren befinden müssen, und werde sie dann in legaler Form produciren. Dennoch aber wäre eure Anwesenheit hier uns sehr nothwendig und wenn Ihr uns einige Tage widmen könntet, so zweifle ich nicht, daß dies euren Interessen im höchsten Grade förderlich seyn würde.

»Mittlerweile ist der Bischof, der königliche Commissär, gegen die Mönche von Frontenac noch immer heftig erbittert und regiert sie mit eiserner Ruthe. Wie Ihr denken könnt, schwatzt man in der Umgegend sehr viel, man glaubt aber, um der Ehre der Geistlichkeit willen werde man den Abt und die Mönche für unschuldig erklären. Die ganze Züchtigung

wird den Prior allein treffen, der auch in der That in dieser Angelegenheit der Strafbarste ist. Wahrscheinlich wird man ihn ohne weiteres Geräusch in einen jener unterirdischen Kerker werfen, mit welchen alle Klöster versehen sind u. s. w.«

Der übrige Theil des Briefes bestand aus dem Leser bereits bekannten Einzelnheiten und Empfehlungen für Legris den Jüngern.

Man denke sich Leonce's Schmerz! Nun war kein Zweifel mehr übrig. Der Prior hatte sein Verbrechen gestanden und der mit der Untersuchung beauftragte Prälat war von seiner Schuld überzeugt.

Der arme junge Mann ließ das verhängnißvolle Papier aus der Hand fallen und verhielt schluchzend das Gesicht.

Mittlerweile hatte der Baron die Depesche von Mercoire geöffnet und rasch durchflogen. Ohne Zweifel war der Inhalt dieser von weniger ernster Art, denn Laroche-Boisseau schien eine lebhafte Heiterkeit zu empfinden, als der Ausbruch von Schmerz, welchen Leonce nicht zurückdrängen konnte, seine Aufmerksamkeit theilte.

»Na, na, Muth, mein Freund,« hob er in schmeichelndem Tone wieder an. »Einen Mann, der Euch verzogen und der Euch so viel Zuneigung und Achtung eingeflößt, hassen und verachten zu müssen, dies ist grausam, das gebe ich zu. Indessen grämt Euch nicht zu sehr. Monseigneur, der Bischof von Aleppo, wird die Sache nicht zu weit treiben und ich meinerseits, wenn ich friedlich in den Besitz meiner Familiengüter gelange, werde diese Angelegenheit nicht streng weiter verfolgen. Sie ist schon so alt, daß ich in vielen Punkten Billigkeitsrücksichten eintreten lassen werde, und wenn ich es sagen soll, Monsieur Leonce, so wird die Zuneigung, welche Ihr mir einflößt, mich sicherlich zur Nachsicht geneigt machen.«

Diese Tröstungen äußerten auf Leonce eine Wirkung, welche der, die der Baron davon zu erwarten schien, geradezu entgegengesetzt war.

»Ha, was kommt auf die Züchtigung an?« hob der Neffe des Priors mit Verzweiflung wieder an, »das Verbrechen, nur das Verbrechen ist es, welches mich beschäftigt. — Je mehr ich aber daran denke,« fuhr er sich ermannend weiter fort, »desto mehr scheint es mir, daß dieses empörende, entsetzliche Verbrechen ganz und gar unmöglich ist. Der Schein trügt, die Beweise sind falsch, alle Welt irrt sich. Es liegt hier ein Mißverständniß, ein Geheimniß zu Grunde, welches sich, wie ich fest überzeugt bin, später aufklären wird.«

»Lassen wir diesen Gegenstand, der Euch bekümmert, Monsieur Leonce. Es steht Euch frei, die Voraussetzungen, welche Euch die angenehmsten sind, als Wirklichkeiten zu betrachten. Wollt Ihr, um Euch zu zerstreuen, nicht auch einen Blick auf diesen Brief werfen, welcher mir von Mercoire zugeht? Er ist sehr amüsant — das kann ich Euch versichern.«

»Von Mercoire?« wiederholte Leonce, der diesen Umstand vergessen hatte.

»Ja, leset ihn. Er enthält nichts von dem, was Ihr vielleicht erwartet; aber er wird Euch aufheitern, hoffe ich.«

Diese zweite Depesche war von dem Chevalier von Magnac unterzeichnet und der Styl derselben besaß die ganze Steifheit dieser ernsthaften Personage.

»Herr Baron,« schrieb der Ehrencavalier Christinens von Barjac, »es ist mir gemeldet worden, daß Ihr kürzlich einen ehemaligen Forsthüter der Herrschaft Mercoire, Namens Fargeot, in euren Dienst genommen habt. Sintemalen Ihr nun in dieser Angelegenheit nicht für nöthig gefunden, meine edle Herrin, das mächtige und hochangesehene Fräulein

Christine von Barjac, Gräfin von Mercoire und andern Orten, um ihre Erlaubniß anzugehen, so behaupte ich, Anton Leonard Ritter von Magnac und Ehrencavalier des genannten Fräuleins, daß Ihr nicht als wahrer Edelmann gehandelt habt. Wenn Ihr anderer Meinung seyd, Herr Baron, so bitte ich Euch, mir sobald als möglich einen Ort zu bezeichnen, wo ich mich sodann beeilen werde, Euch mit einem verschwiegenen Freunde zu treffen und wo wir diesen Streit schlichten werden, wie es unter Leuten vom Stande Brauch und Sitte ist.

»Ihr könntet glauben, daß der Anlaß zu diesem Streite ein sehr geringfügiger sey und daß ich, indem ich Euch um die Gunst einer Begegnung bitte, an gewisse ältere und schwerere Beleidigungen denke. Dem ist aber nicht so, Herr Baron. Während eures kurzen Aufenthalts auf dem Schlosse Mercoire habet Ihr Euch nicht gegen die Pflichten vergangen, welche die Gastfreundschaft Euch auflegte, und wenn thörichte Menschen wagen sollten das Gegentheil zu behaupten, so glaube ich, daß Ihr eben so wie ich, Herr Baron, bereit seyn würdet, ihnen auf nachdrückliche Weise Schweigen zu gebieten.

»In der Hoffnung einer baldigen Antwort bin ich u. s. w

»Anton, Chevalier von Magnac.«

Diese eigenthümliche mit zahlreichen Schreibfehlern geschmückte Epistel endete mit einer Nachschrift, welche folgendermaßen lautete:

»Man versichert mir, daß Ihr bei dieser unhöflichen Abwendigmachung eines Dieners von Mercoire von einem gewissen Sieur Legris unterstützt worden seyd, der sich euren Freund nennt. Da es nicht nöthig ist, viel Schonung gegen

einen Menschen dieser Art zu beobachten, so bitte ich Euch, Herr Baron, dem Sieur Legris sagen zu wollen, daß ich ihn überall, wo ich ihn finde, durchprügeln werde.«

Leonce stand, nachdem er diesen Brief gelesen, gedankenvoll da.

»Nun, was sagt Ihr zu der Herausforderung dieses Originals?« fragte Laroche-Boisseau, indem er ein lautes Gelächter aufschlug; »hat man jemals etwas Drolligeres gesehen?«

»Der Chevalier schreibt nichts von Christinen,« murmelte Leonce zerstreut.

Gleich darauf aber hob er, sich schämend, daß er seinen Gedanken laut ausgesprochen, mit Nachdruck wieder an:

»Wohlan, Monsieur, habt Ihr die Absicht, der Aufforderung des Herrn von Magnac zu entsprechen?«

»Ich? Pfui doch! Ich sollte mich mit diesem schwermüthigen Narren, mit diesem blödsinnigen Rächer vermeintlichen Unrechtes schlagen? Da würde ich mich eben so lächerlich machen, als er ist. Uebrigens habe ich auch ganz andere Dinge zu thun. Ihr sehet, daß mein Anwalt meine Gegenwart für nothwendig hält, und ich werde morgen Früh nach Florac abreisen. Auf diese Weise sehe ich mich gezwungen, diesen armen Legris in diesem Hause der Gefahr preisgegeben zu lassen, daß er von unserm tapfern Chevalier durchgeprügelt werde. Wohlan, und Ihr, Monsieur Leonce,« fuhr er fort, »gedenkt Ihr nicht auch, Euch nach Frontenac zu begeben? Wir könnten die Reise gemeinschaftlich machen.«

Trotz des anscheinenden Wohlwollens hatte Leonce endlich bemerkt, daß jede Minute, seitdem sie bei einander waren, ihm eine neue Qual bereitete. Er erhob sich daher rasch.

»Ich weiß noch nicht, was ich thun werde,« sagte er mit verstörter Miene. »Ich habe Gründe zu glauben, daß mein armer Onkel, indem er mich mit so großer Hast entfernte, mir ganz besonders seine Demüthigung verbergen wollte und vielleicht würde daher meine Gegenwart seinen Kummer vermehren. Ich danke Euch daher für euer Anerbieten, Herr Baron, und kann es nicht annehmen. Wir müssen uns jetzt trennen und zwar ohne Zweifel auf lange Zeit, denn unsere Wege können nicht dieselben seyn.«

»Wie Ihr wollt,« entgegnete Laroche-Boisseau mit spöttischem Lächeln, indem er sich ebenfalls erhob. »Ich sehe, Monsieur Leonce, daß eine gewisse Belohnung, welche dem glücklichen Jäger versprochen worden, der die Bestie des Gévaudan erlegen wird, Euch noch mehr beschäftigt, als das Schicksal eures geliebten Onkels. Gehet daher und fasset Muth! Hoffet aber nicht allzusehr, daß wir uns nicht wieder begegnen werden, trotz der Verschiedenheit unserer Wege. Ich glaube im Gegentheil, daß Ihr mich auf eurem Wege wiederfinden werdet. Adieu!«

Sie wechselten einen von der einen Seite ironischen, von der andern eisig kalten Gruß und Leonce verließ das Zimmer. Wenige Minuten darauf hörte man ihn sich mit seinen Leuten von der Meierei entfernen.

## IX.

## Der Besuch.

Der Winter hauste in den Gebirgen des Gévaudan und verödete ganz besonders die Umgebungen von Mercoire. Nicht als ob die Kälte eine außerordentlich große gewesen wäre, wie in gewissen Jahren und namentlich im Jahre 1709, welches in ganz Frankreich seine furchtbaren Erinnerungen zurückließ, wohl aber hatten die fortwährenden Abwechslungen von Regen und Kälte, Stürme, Austreten der Flüsse und das Schmelzen des Schnees die Communicationen ungeheuer schwierig gemacht. Um das Unglück zu vervollständigen, brachen eine große Anzahl Wölfe, deren Wildheit durch den Hunger gesteigert ward, in jenen Theil der Provinz ein, und mehr als alle anderen hatte die Bestie des Gévaudan, die kürzlich in den Wald von Mercoire, für welchen sie eine besondere Vorliebe zu haben schien, zurückgekehrt war, ihre furchtbaren Unthaten in der Nachbarschaft wieder begonnen.

Man begreift, daß unter solchen Umständen die Besuche und Gäste sich in eben nicht großer Anzahl auf dem Schlosse einfanden und nichts störte daher die tiefe Ruhe dieses alten Wohnsitzes.

Von dem Beginne des Winters an hatte er einen Anstrich von Einsamkeit und Düsterheit angenommen. Die Fen-

sterläden waren geschlossen, der Schnee thürmte sich in den Höfen, die Raubvögel nisteten in den Mauerspalten, man hätte glauben können, das Schloß sey gar nicht von Menschen bewohnt. Einzelne Jäger, welche die Noth gezwungen, eine Nacht hier zu verweilen, waren von dem Chevalier von Magnac im Namen der Schloßherrin mit gewissenhafter Höflichkeit empfangen worden, hatten aber wieder abreisen müssen, ohne Fräulein von Barjac selbst gesehen zu haben. Christine, die früher so lebendig und so thätig war, der man unaufhörlich begegnete, wenn sie in den Alleen des Schloßparkes oder in den langen Gängen des Waldes herumritt, verließ den Theil des Schlosses, welchen sie bewohnte, fast gar nicht mehr und alle ihre Ausflüge beschränkten sich auf kurze Spazirgänge im Garten.

An einem düstern Januartage befand sich Fräulein von Barjac mit Schwester Magloire und dem Chevalier von Magnac in dem Salon des Schlosses. Obschon ein ganzer Baumstamm im Hintergrunde des Camins von den Flammen verzehrt ward, so strichen doch zuweilen eiskalte Luftströme durch dieses umfangreiche Zimmer. Die Fenstervorhänge, welche vollständig geöffnet waren, um das Licht frei durchzulassen, gestatteten draußen den trüben, nebeligen Himmel und Wolken von seltsamen Formen, die sich schwerfällig am Abhange der Gebirge hinschleppten, und die alten kahlen Bäume, die schauerlichen Skelette des Waldes, zu sehen. Ein ungestümer Wind heulte um das Schloß herum und das Graupelwetter peitschte die Fensterscheiben mit trocknem, unregelmäßigem Geräusch.

Christine und die Nonne saßen zu beiden Seiten eines Arbeitstisches, auf welchem man Kittel, Hemden und Hauben von grober Leinwand sah, welche für die armen Kinder des

Dorfes bestimmt waren. Schwester Magloire hatte gefunden, daß es nichts Besseres gab, als Handarbeit, um die Muße ihrer jungen Herrin zu beschäftigen, und Christine hatte sich um so bereitwilliger diesem Wunsche gefügt, als sie, während sie für die Waisenkinder ihrer Herrschaft die Nadel führte, sich ohne Zwang ihren geheimen Gedanken hingeben konnte.

Auf diese Weise hatten die beiden unermüdlichen Arbeiterinnen während der langen Tage und der noch viel längeren Nächte dieses einsamen Winters eine große Masse Arbeit fertig gebracht und in den armseligen Hütten der Umgegend dankte man Gott dafür.

Christinens äußere Erscheinung hatte sich seit einiger Zeit nicht weniger verändert als ihr Charakter. Das braune, kräftige Kind von sonst existirte nicht mehr. Die Frische war mit den Farben der Gesundheit zugleich von ihren Wangen verschwunden. Dagegen verliehen ihre Blässe und eine leichte Abmagerung ihren Zügen eine außerordentliche Feinheit. Der Ausdruck ihres Gesichtes war gedankenvoll und schwermüthig, obschon ihr schwarzes, sanftes Auge zuweilen von einer lebhaften, aber rasch wieder erlöschenden Flamme erglänzte.

Die Eleganz ihres Costüms contrastirte ebenfalls mit der Gleichgiltigkeit, welche sie früher für ihre Toilette an den Tag legte. Trotz der tiefen Einsamkeit ihres Schlosses war sie nichtsdestoweniger allen Anforderungen der Mode entsprechend gepudert und frisirt. Sie trug ein prachtvolles seidenes Kleid mit Reifrock und ihre halbnackten Arme ragten aus ganzen Fluten von Spitzen hervor.

Trotz alledem aber bewahrte sie eine Miene der Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, einen gewissen Grad von Morbidezza, welcher bei der schönen und reichen jungen Dame geheime Leiden verrieth.

*

In dem Augenblicke, wo wir Christine von Barjac wiederfinden, schienen jedoch ihre Züge jene Belebtheit, jene leidenschaftliche Beweglichkeit wieder gewonnen zu haben, welche dieselben zu einer früheren Zeit characterisirten. Sie hatte sich so eben in ihrer Näharbeit unterbrochen und die Nadel emporhaltend und die Stirn runzelnd, hörte sie ihren Ehrencavalier an, welcher ihr wichtige Neuigkeiten mittheilte.

Magnac, der mit zierlich ausgestrecktem Fuße und eine Hand auf die Hüfte stemmend, während die andere seinen Busenstreifen zerknitterte, vor ihr stand, bemerkte mit Kummer diese Anzeichen einer Gereiztheit, welche seine Herrin seit langer Zeit nicht blicken lassen, und bereute schon vielleicht die Mittheilungen, welche einen solchen Eindruck auf Fräulein von Barjac machten, obschon seine strenge Wahrheitsliebe und sein Stolz ihm nicht erlaubten, diese Nachrichten zu widerrufen.

»Noch einmal, Herr Chevalier,« sagte Christine in einem Tone, bei welchem selbst Schwester Magloire zusammenzuckte, »es ist dies eines jener lächerlichen Märchen, welche Euch die Dienstleute aufbinden und denen ihr stets Glauben beimeßt. — Es ist nicht möglich, sage ich Euch nochmals, und wenn es wäre —«

Sie stockte, brach in Thränen aus und stammelte:

»Dann würde ich vor Kummer sterben.«

Als Schwester Magloire Fräulein von Barjac ansah, empfand sie das Gefühl, welches bei einer so frommen Person am nächsten mit dem Zorne verwandt ist. Sie legte ihre Arbeit weg und sagte zu dem betroffenen Chevalier in bitterem Tone:

»Jesus! Mein Gott! woran denkt Ihr denn, Monsieur? Habt Ihr nöthig unserm lieben Fräulein dergleichen Dinge

zu erzählen? Man hat Euch zum Besten gehabt und Ihr hättet Euch die Mühe ersparen können, dergleichen Abgeschmacktheiten zu wiederholen.«

Sie umarmte Christine und verschwendete die liebreichsten Tröstungen an sie. Gewisse Ausdrücke aber, deren sie sich bedient, hatten den empfindlichen Edelmann beleidigt. Er warf den Kopf zurück und sagte in nachdrücklichem Tone:

»Abgeschmacktheiten sagt Ihr, Madame? Palsambleu! Wenn ich nicht darauf Rücksicht nähme, daß Ihr eine Frau und noch obendrein Nonne seyd — dennoch wisset und seyd überzeugt, daß man mich niemals zum Besten hat, versteht Ihr? und wenn es Jemand versuchen sollte, sey er Knecht oder Edelmann, so habe ich einen Degen, um von meines Gleichen Genugthuung zu fordern, und einen Stock, um gemeine Plebejer zu züchtigen. Habt die Güte, dies nicht zu vergessen, meine sehr geehrte Schwester!«

Unglücklicherweise war diese schöne Anrede nicht gehört worden. Die beiden ganz mit ihrem Schmerz beschäftigten Frauen sahen nicht aus, als wenn sie an den armen Magnac dächten, dessen Extravaganzen im Punkte der Ehre, wie groß auch übrigens seine guten Eigenschaften seyn mochten, ihnen schon längst bekannt waren.

Mittlerweile hatte der Chevalier, zufrieden mit sich selbst, seine herausfordernde Stellung aufgegeben, als Christine sich aus den Umarmungen ihrer Gouvernante losmachend, in ruhigerem Tone wieder anhob:

»Verzeihet mir, meine Freunde. Dadurch, daß man die Gefahr läugnet, wird dieselbe nicht vermindert. Herr von Magnac, erzählet mir noch einmal diese ernste Nachricht, welche mich vielleicht erfreuen sollte und die mich dennoch mit

Schrecken erfüllt. Ist es wirklich wahr, daß die Bestie des Gévaudan gestern Abend in dem Walde von Labeyssère drei Meilen von hier getödtet worden ist?«

»Mit meinem Wort als Edelmann kann ich freilich nicht eine Thatsache verbürgen, deren Augenzeuge ich nicht gewesen bin. Ich beschränke mich darauf, genau das zu berichten, was mir soeben der Forsthüter Jerome erzählt hat. Heute Morgen ist in dem Wirthshaus zum Cransac ein Forsthüter von Labeyssère erschienen, um auf die allerbestimmteste Weise den Tod des Thieres zu verkünden. Es soll gestern Abend von der Kugel eines Jägers gefallen seyn, der ihm schon seit mehren Stunden auflauerte und es mitten durch's Herz geschossen hat. Es war so ganz gewiß todt, daß man ihm den rechten Fuß und den Kopf abgeschnitten hat, um eine Trophäe daraus zu machen. — Das ist treulich das, was mir erzählt worden. Uebrigens kann ja Fräulein Christine den Forsthüter Jerome rufen lassen und ihn selbst befragen.«

»Das ist nicht nöthig, Chevalier. Und den Namen dieses Jägers weiß man noch nicht?«

»Der Forsthüter von Labeyssère hat über diesen Punkt keinen Aufschluß geben können Er hat blos bemerkt, daß dieser glückliche Jäger von Leuten begleitet war, die seinen Befehlen zu gehorchen schienen. was auf einen Mann von Stand schließen ließe.«

»Wohlan, mein lieber Chevalier,« sagte Christine mit erstickter und beinahe unverständlicher Stimme, »hat man Grund zu glauben, daß er Kenntniß von dem verhängnißvollen Schwur, von dem voreiligen Gelübde habe, welches —«

Sie konnte nicht ausreden.

»Ich will Euch nicht täuschen, Fräulein. Die Vorsicht, welche er gebraucht hat, den Kopf und den Fuß des Thieres

abzuschneiden, um den Sieg zu beweisen, scheint mir von ziemlich schlimmer Vorbedeutung zu seyn.«

»O, sagt das nicht! sagt das nicht!« rief Christine mit Verzweiflung. »Gott wird meine Thorheit, meine Verwegenheit nicht so hart strafen wollen!«

Nach einer Pause hob sie mit verlegener Miene wieder an:

»Meine Freunde, gibt es nicht in der Umgegend Jäger von unserer Bekanntschaft, welche diese That hätten vollführen können?«

»O ja, allerdings gibt es deren mehre,« antwortete Magnac.

Und er zählte die Edelleute der Umgegend auf, welche sich zur Verfolgung des reißenden Thieres aufgemacht hatten.

Fräulein von Barjac horchte mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und schien einen Namen zu erwarten, der gleichwohl nicht zum Vorschein kam.

»Sind sie das Alle?« fragte sie ungeduldig. »Wollt Ihr mich denn mit eurer abgeschmackten Schonung zu Tode quälen? Ich weiß, daß es noch andere Jäger gibt, von welchen Ihr nicht sprechet.«

»Wohlan, Fräulein,« entgegnete Magnac mit einem gewissen Grade von militärischer Schroffheit, welche sich allemal kundgab, wenn er auf's Aeußerste gebracht ward, »man behauptet auch, daß der Baron von Laroche-Boisseau und sein Freund Legris seit einigen Tagen in die Umgegend von Mercoire zurückgekehrt seyen. Ich habe aber die Gewißheit, daß dem nicht so ist.«

»Also ist es unmöglich, daß dieser verhaßte Baron den Wolf erlegt habe?«

Eben als der Chevalier antworten wollte, kam Schwester Magloire ihm zuvor.

»Ganz gewiß ist das unmöglich,« hob sie mit Lebhaftigkeit an. »Wisset, mein liebes Kind, daß ein Bote von Sr. Hochwürden dem Abt von Frontenac diese letzten Tage im Schlosse einkehrte, um einen Augenblick auszuruhen und auch um Erkundigungen über das Ziel seiner Botschaft einzuziehen. Er war von Sr. Hochwürden und von Monseigneur dem Bischof von Aleppo, dem königlichen Commissär, beauftragt, Herrn von Laroche-Boisseau aufzusuchen und ihn aufzufordern, sich sofort in Frontenac einzufinden, wo die Eröffnung des Codicills zu dem Testamente seines Verwandten, des verstorbenen Grafen von Varinas, stattfinden sollte. Da der Bote nicht wieder hier durchpassirt ist, so kann man annehmen, daß er den Baron getroffen hat und daß sie Beide zusammen nach der Abtei gereist sind. Nun aber war der Eröffnungstermin auf den gestrigen Tag festgesetzt und Herr von Laroche-Boisseau muß sich daher in dem Augenblick, wo die Bestie in dem Walde von Labeyssère erlegt ward, in Frontenac befunden haben.«

Magnac runzelte die Stirn.

»Sehr gut, fromme Schwester,« sagte er trocken, »da ich aber den Boten selbst mit einem Brief beauftragt habe, welcher den Baron, wenn er nur noch einen Tropfen edles Blut in seinen Adern hat, bewegen müßte, so schnell als möglich hierherzueilen, so muß ich annehmen, daß man nicht im Stande gewesen ist, ihn ausfindig zu machen. Keine Rücksicht auf Interesse oder Familie wäre im Stande gewesen, einen Edelmann zu hindern, sich auf meinen letzten Ruf einzufinden. Uebrigens wißt Ihr wohl, meine Schwester, daß der Bote auch noch mit einem ähnlichen Auftrag an eine andere Person

versehen war, die eben so wenig dieser Einladung gefolgt ist, weil —«

Der Chevalier schwieg, als er sah, daß Schwester Magloire ihm einen geheimnißvollen Wink zuwarf.

»Und diese Person,« rief Christine mit plötzlicher Aufregung, »war Leonce, nicht wahr? Versuchet nicht, es mir zu verschweigen! Er ist in dieser Gegend; ich weiß es, ich habe ihn gesehen!«

»Ihr, Fräulein?« fragte die Nonne mit Erstaunen.

»Dort — dort — auf dem Berge uns gegenüber gewahre ich oft, wenn ich in dem Garten spaziren gehe, einen Jäger, der auf einer Felsenspitze stehen bleibt und die Augen nach dem Schlosse wendet. — Ich habe ihn trotz der Entfernung im ersten Augenblicke errathen. Aber wenn er es ist, warum kommt er nicht? Was hätte er von mir zu fürchten?«

»Vielleicht läßt er sich Gerechtigkeit widerfahren, Fräulein,« entgegnete Magnac steif. »Da Ihr seine Rückkehr wißt, so kann Euch auch nicht unbekannt seyn, daß das von seinem Onkel begangene abscheuliche Verbrechen ihm verbietet —«

»O pfui doch! pfui doch, Monsieur!« unterbrach ihn Schwester Magloire mit Entrüstung. »Waget Ihr, der Ihr so viele Wohlthaten von dem Prior empfangen, an diese Verleumdungen zu glauben? Was Monsieur Leonce betrifft, so frage ich, wer ihn für die Fehler eines Andern verantwortlich machen wollte, selbst wenn diese Fehler gegründet wären? Er ist so sanft, so gut, so edelmüthig! Kürzlich, als Monsieur Leonce die Anklage, welche auf seinem Onkel lastet, und die gegen denselben in Anwendung gebrachte Strenge erfahren hat, ist er sogleich nach Frontenac geeilt, um ihn zu trösten und zu vertheidigen. Man hat ihm nicht erlaubt, den Pater Bonaventura zu sehen, welcher sich in der strengsten Abgeschie-

denheit in seiner Zelle befindet. Nun hat der wackere junge Mann beschlossen, seinem Onkel zur Flucht zu verhelfen und Alles ist dazu schon in Bereitschaft gewesen, als man das Complott entdeckt hat. Er würde deswegen noch nicht den Muth verloren und vielleicht der weltlichen und geistlichen Macht die Spitze geboten haben, um seinem unglücklichen Verwandten zu Hilfe zu kommen, wenn nicht der von diesen verwegenen Versuchen in Kenntniß gesetzte Prior selbst ihm den ausdrücklichen Befehl zugesendet hätte, sich ruhig zu verhalten und den Willen Gottes abzuwarten.«

»Ja, Leonce hat so handeln müssen,« rief Christine mit Wärme; »aber ich bitte Euch, meine Schwester, erzählet mir ausführlicher —«

»Ich weiß nicht viel, mein theures Fräulein, denn es verlautet nichts von dem, was da drüben vorgeht, weil die Abtei mit dem Interdict belegt ist. Ich habe diese Mittheilungen von dem letzten Boten von Frontenac, einem sehr schüchternen Laienbruder, den ich ein wenig ausfragte, während er in der Küche ausruhte. Aber man mußte ihm jedes Wort einzeln auspressen. — So viel ist gewiß, daß Monsieur Leonce seinen verzweifelten Versuchen hat entsagen müssen und dem Wunsche des Priors nachgebend, nach Mercoire zurückgekehrt ist, um die Bestie des Gévaudan zu jagen, während der Proceß in der Abtei vollends instruirt werden wird.«

»Aha!« sagte Christine mit bitterm Lächeln, »der Prior verliert trotz der tödtlichen Verlegenheit, in der er sich befindet, wie es scheint, seine früheren Projecte doch nicht aus den Augen. Doch gleichviel, Schwester Magloire, wäre es nicht ltsam, wenn Leonce der Sieger der Bestie des Gévaudan re ?«

»Und warum sollte er es nicht seyn, Fräulein? Er ist gewandt, muthig, unermüdlich —«

»Wie, Ihr glaubet — und Ihr, Chevalier, Ihr seyd in dergleichen Dingen urtheilsfähiger als wir, schiene Euch meine Vermuthung unzulässig?«

Magnac dachte nach.

»Unglücklicherweise nicht, Fräulein,« antwortete er endlich mit augenscheinlichem Aerger. »Monsieur Leonce hat, wie ich gewiß weiß, trotz der Aufforderung, die er erhalten, sich nicht nach der Abtei begeben. Er ist auf der Meierei Cransac geblieben, wo er seinen Wohnsitz genommen, und ich würde nichts Unmögliches darin sehen, daß ihm die Bestie in den Weg gekommen wäre. Noch einmal sage ich, es wäre das ein großes Unglück, denn ein Mensch von bürgerlicher Herkunft — der Neffe eines Mönches, dem man ein so abscheuliches Verbrechen zur Last legt —«

Fräulein von Barjac hörte diese letztere Bemerkung nicht. Sie hatte sich ungestüm erhoben.

»O,« sagte sie mit zitternder Stimme, »wenn das wäre, wenn das so seyn könnte — aber in diesem Falle hätte er ja schon hier erscheinen müssen. Warum ist er nicht gekommen?«

Während sie diese Worte noch sprach, trat eiligst ein Diener herein.

»Gnädiges Fräulein,« sagte er, »soeben kommt Monsieur Leonce und bittet um Erlaubniß, Euch begrüßen zu dürfen.«

Und wenn das Schloß plötzlich von einer übernatürlichen Gewalt in den Lüften hinweggeführt worden wäre, so wäre das Erstaunen der drei in dem Salon versammelten Personen nicht größer gewesen. Niemanden fiel es ein, dem Diener zu antworten.

Endlich murmelte Christine in unaussprechlicher Aufregung:

»Er! Also er ist es? Ich danke Dir, mein Gott! Du hast mich nicht für meine Unklugheit, für meine Thorheit strafen wollen!«

»Mein Fräulein, ich bitte Euch zu bedenken —«

»Christine, theures Kind, bedenket, daß Ihr Euch noch irren könntet!«

Fräulein von Barjac dankte, sich ermannend, ihren beiden Rathgebern durch ein Lächeln, dann setzte sie sich nieder und sagte zu ihnen:

»Bleibet bei mir — ich werde ihn empfangen, wie es einem Fräulein von Barjac geziemt. François,« setzte sie zu dem Diener gewendet hinzu, »führe Monsieur Leonce herein.«

Einige Minuten später durchschritt ein schüchterner Tritt das Vorzimmer und Leonce trat ein.

Er war mit außerordentlicher Einfachheit gekleidet und es lag in seiner Miene etwas Trauriges, Gezwungenes, Gedemüthigtes. Dennoch aber färbte bei dem Anblick des Fräuleins von Barjac eine dunkle Röthe seine Wangen, und es schien als ob gewaltiges Erstaunen sich mit den stürmischen Gefühlen mischte, welche er empfand.

Er hatte sich Christinen immer noch stolz und kühn in Amazonentracht wie früher vorgestellt, und es war, als wenn es ihm Mühe machte, sie in dieser eleganten, graziösen Person wieder zu erkennen, welche bescheiden und sittsam zwischen ihrer Gouvernante und ihrem alten Stallmeister saß.

Wie dem aber auch seyn mochte, so war keine der Redensarten, welche er ohne Zweifel im Voraus überlegte, in diesem Augenblick seiner Erinnerung gegenwärtig. Er blieb stumm und zitternd einige Schritte vor der schönen Schloß-

herrin stehen und begnügte sich damit, daß er sich tief verneigte.

Christine dagegen verstand nicht jene kalte Würde zu bewahren, mit welcher sie paradiren wollte. Einem Gefühl nachgebend, welches stärker war als ihr Wille, eilte sie dem Freunde ihrer Kindheit entgegen, bot ihm die Hand und sagte in sanftem Tone:

»Leonce, mein lieber Leonce, ich heiße Euch in Mercoire willkommen.«

Dieser liebreiche Empfang, den er vielleicht nicht erwartet, brachte in dem niedergebeugten Gemüth des armen jungen Mannes eine Explosion hervor. Er ergriff die Hand, die ihm geboten ward, und murmelte mit von Schluchzen unterbrochener Stimme:

»Ach Fräulein, wie gut seyd Ihr! Ihr verachtet mich also nicht? Ihr hasset mich nicht?«

»Ich sollte Euch hassen? Ich sollte Euch verachten, mein Freund? Was denkt Ihr? — Armer Leonce, ich kenne euren Kummer und ich theile ihn. Aber wo ist jetzt jene Seelenstärke, jener hohe Verstand, jenes Vertrauen auf Gott, welches ich sonst an Euch bewunderte?«

Sie setzten sich neben einander. Die Schwester Magloire erschöpfte sich in Reverenzen vor dem Neffen des Priors, während der Chevalier, zurückhaltender, ein wenig kalte Complimente an ihn richtete. Leonce gelang es bald sich zu fassen.

»Verzeihet mir, Fräulein,« hob er wieder an, »eine Bewegung, die Ihr ohne Mühe verstehen werdet. Konnte ich glauben, daß Ihr mich so empfangen würdet, trotz der Erniedrigung, in die ich gesunken bin, während Ihr mir frü-

her mitten in meinen Freuden und in meinem Glück so hart begegnetet!«

»Das ist ein Vorwurf, Leonce, und vielleicht ist er zum Theil verdient. Wenn aber meine Seltsamkeiten sich zuweilen gegen Menschen richten, welche glücklich und stolz sind, so schonen sie dagegen diejenigen, welche schwach und unglücklich sind. Verzeihet mir eurerseits mein früheres Unrecht. Ich habe es grausamer gebüßt, als Ihr glaubt.«

Nachdem die Conversation einmal auf diesem Fuße freundschaftlicher Vertraulichkeit hergestellt war, zögerten Schwester Magloire und der Chevalier nicht, daran theilzunehmen.

Leonce aber blieb immer noch düster und beengt. Christine beobachtete ihn verstohlen und schien von einer immer höher steigenden Ungeduld gemartert zu werden.

Endlich unterbrach sie Magnac mitten in einer salbungsvollen Tirade, um plötzlich zu fragen:

»Ich weiß, Monsieur Leonce, daß Ihr seit einiger Zeit der Bestie des Gévaudan nachstellt. Habet Ihr bei dieser gefährlichen Jagd viele Concurrenten?«

»Nur zu viel, Fräulein. Der Lohn des Siegers soll ja so groß seyn!«

»Aber gibt es unter diesen Concurrenten wirklich deren, welche von jenem wahnsinnigen, in einem Augenblick von Geistesabwesenheit ausgesprochenen Schwure Kenntniß haben?«

»Ich weiß es nicht, Christine, aber welcher rechtschaffene Mann würde sich ein so übereiltes Versprechen zu Nutzen machen und Euch eine Eurer unwürdige Wahl aufzwingen wollen? Um die Hand der schönen und edlen Christine von Barjac zu verdienen, würde es nicht genügen, ein tadelloses Le-

ben geführt zu haben. Dazu bedürfte es auch noch eines reinen Namens, einer hohen Geburt und aller äußeren Vorzüge, welche die Rücksicht der Welt verdienen. Jeder, der nicht mit diesen Vorzügen ausgestattet wäre und ein unüberlegtes Gelübde mißbrauchen wollte, wäre ein Erbärmlicher, den jeder Mann von Muth und Herz mit Entrüstung von sich stoßen müßte. Nur eure freie und überlegte Wahl könnte einem solchen Siege Werth verleihen.«

Als Christine diese mit leidenschaftlichem Ton gesprochenen Worte hörte, konnte sie sich eines freudigen Schauers nicht erwehren. Augenscheinlich war Leonce der Besieger des wilden Thieres, aber ein übertriebenes Zartgefühl, welches seinen Grund ganz besonders in der entehrenden Lage seines Onkels hatte, hielt ihn ab sich zu erklären.

Mit gesenkten Augen hob Fräulein von Barjac wieder an:

»Ich habe keinen Vorbehalt gestellt, Leonce, als ich jenes furchtbare und feierliche Versprechen gab. Jeder, der die gestellte Bedingung erfüllt haben wird, wird das Recht haben, die Erfüllung meines Versprechens zu verlangen, und möge er seyn, wer er wolle — wie bescheiden und sogar wie niedrig seine Herkunft seyn möge, so werde ich mich, wenn auch nicht ohne Bedauern, doch ohne Klage und ohne Murren in mein Schicksal fügen.«

Leonce versank einen Augenblick lang in Nachdenken.

»Dies würde,« hob er wieder an, »nicht dem Manne genügen, der Euch mit tiefer und uneigennütziger Liebe zugethan wäre. Er müßte sich auch noch überzeugen, ob Ihr für ihn Achtung und Zuneigung empfindet.«

»Nun, es würde ihm ja frei stehen, sich darnach zu er-

kundigen!« rief Christine mit einem gewissen Grade von Zorn.

Da Leonce nicht antwortete und in sein Hinbrüten versenkt blieb, so fragte sie, indem sie einen gleichgiltigen Ton affectirte:

»Habt Ihr, Monsieur Leonce, auch davon gehört, daß die Bestie des Gévaudan gestern Abend in dem Walde von Labeyssère erlegt worden seyn soll?«

Der junge Mann richtete sich lebhaft in die Höhe.

»Was sagt Ihr, Fräulein? Die Bestie des Gévaudan wäre in dem Walde von Labeyssère erlegt worden? Das ist ja unmöglich!«

»Und warum denn, Leonce?«

»Weil in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo ich mit Euch spreche, mein Piqueur Denis im Begriffe ist, den Wolf in den Schluchten der Monadière, kaum eine Wegstunde von hier, aufzuspüren, und Hoffnung hat, ihn aufzuscheuchen.«

Christine wußte anfangs nicht, ob sie über diese Nachricht erschrecken oder sich freuen sollte.

»Hört Ihr es, Chevalier?« hob sie an. »Was sagtet Ihr uns denn?«

Magnac wiederholte Wort für Wort die Mittheilung, die er von dem Forsthüter Jerome erhalten hatte.

Leonce hörte ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an.

»Das ist unbegreiflich!« sagte er endlich mit dem Ausdruck der größten Unruhe. »Denis, der stets so klug und in seiner Kunst so erfahren ist, sollte sich getäuscht haben? Sollte er die Spur eines jener großen Wölfe, von welchen es jetzt in der Umgegend wimmelt, für die Spur der Bestie angesehen haben? Aber dann, Fräulein,« fuhr er mit Aufregung fort, »wenn man die Wahrheit gesprochen hat, dann müßtet Ihr

ja von einem Augenblick zum andern erwarten, irgend einen zudringlichen Jäger hier erscheinen zu sehen, welcher den Preis seines Sieges zu beanspruchen käme.«

»Ich fürchte das auch, Leonce, ich fürchte es auch. Als ich Euch hier eintreten sah, hoffte ich; da Ihr es aber nicht seyd, der die Bestie erlegt hat, dann ins Himmels Namen, welcher Beweggrund führt Euch jetzt nach Mercoire, nachdem Ihr so lange in der Nachbarschaft verweilt habt, ohne dieses befreundete Haus eines Besuches zu würdigen?«

Leonce schlug sich vor die Stirn.

»Das ist richtig. Ich danke Euch, daß Ihr mich daran erinnert, weshalb ich gekommen bin, während das Bewußtseyn meiner Unwürdigkeit mich vielleicht hätte abhalten sollen, die Schwelle eurer Wohnung zu überschreiten. Wisset denn, daß der Bischof von Aleppo mir kürzlich schrieb, um mich aufzufordern, in Frontenac zu erscheinen, wo man mir, wie das Schreiben sagte, Dinge von der größten Wichtigkeit mittheilen würde. Ich bin sehr gleichgiltig gegen mein eigenes Schicksal geworden, an welchem ich verzweifle, und übrigens wollte ich nicht den Befehlen jenes übermüthigen Priesters, des ergrimmten Verfolgers meiner Freunde, gehorchen. Deshalb ließ ich antworten, daß es mir unmöglich sey in der Abtei zu erscheinen. Seit diesem Tage hat man mir eine neue Aufforderung zugesendet, die diesmal von einer Person herrührt, welche ich trotz ihres anscheinenden Unrechtes noch liebe. Diese Nachricht fordert mich auf, mich noch heute in dem Schlosse Mercoire einzufinden, wo ich gewisse Mittheilungen erwarten soll. Ich bin der Person, um welche es sich handelt, niemals ungehorsam gewesen, und ich werde ihr auch nie ungehorsam seyn, besonders wenn sie unglücklich ist.

Deshalb bin ich trotz des schlimmen Empfanges, den ich fürchtete, und den eure Güte mir erspart hat, Fräulein, hierhergeeilt und komme Euch zu fragen, ob nicht vielleicht ein Brief oder irgend eine andere Botschaft für mich eingetroffen ist?«

Christine sah ihre beiden Rathgeber fragend an.

»Es ist Niemand da gewesen,« sagte Magnac.

»Ich weiß auch von nichts,« sagte Schwester Magloire, »aber es ist noch früh am Tage und vielleicht —«

»In diesem Falle,« hob Leonce wieder an, »wird Fräulein von Barjac mir hoffentlich in ihrem Hause einen kleinen Winkel einräumen wo ich bis heute Abend die Nachrichten abwarten kann, welche mir angekündigt sind. Ich brauche sehr wenig Platz, und sobald die Nacht einbricht und bis dahin nichts für mich angekommen ist, gedenke ich meine Zudringlichkeiten zu entschuldigen und mich wieder zu entfernen.«

Diese Demuth verletzte Christinen tief.

»Leonce, mein Freund, mein Bruder,« hob sie an, »könnt Ihr wirklich so mit mir sprechen? — Bleibet in diesem Salon bei mir. Wir wollen von unseren frohen Kinderjahren sprechen — es ist so lange her, daß ich diesen Genuß habe entbehren müssen.«

Und dann setzte sie im Tone der Unruhe hinzu:

»Trotz meiner selbst kommt mir diese dumme Geschichte, welche uns der Chevalier erzählt hat, nicht aus den Gedanken. Wenn meine ohne Zweifel ungereimten Befürchtungen sich verwirklichen sollten, so wäre es wenigstens ein Trost, einen treuen, ergebenen Freund in meiner Nähe zu haben, der mich tröstet und beklagt.«

»Mein Fräulein,« sagte Magnac mit der Miene beleidigter Würde, »habt Ihr nicht euern Ehrencavalier, der sich sehr wohl im Stande glaubt, Euch gegen Alles zu schützen?«

Christine neigte sich zu Leonce und begann leise mit ihm zu sprechen. Der durch diesen Tausch der Rollen vielleicht verlegen gemachte junge Mann gab einsylbige Antworten. Christine aber, welche eine bald lächelnde, bald schwermüthige Miene zeigte, verlor deshalb den Muth nicht, und unmerklich vergaß Leonce seine schmerzlichen Gedanken. Es dauerte nicht lange, so schienen Beide übereinzustimmen. Sie sprachen immer leiser, aber mit steigender Lebhaftigkeit, und mitfühlende Thränen benetzten ihre Augen.

Dieses Murmeln einer redlichen Liebe machte auf den Chevalier und auf Schwester Magloire einen ganz verschiedenen Eindruck. Die gute Schwester, welche in ihrer Jugend vielleicht auch einmal geliebt, lächelte nachsichtig. Der Chevalier dagegen rückte auf seinem Stuhle hin und her, nahm eine Prise nach der andern und ließ von Zeit zu Zeit ein sonores »Hm! hm!« hören, um welches sich aber Niemand kümmerte.

Vielleicht hatten die poetischen Erinnerungen an die Vergangenheit die armen Kinder nach den unbestimmten Bestrebungen der Zukunft hingeleitet, vielleicht begann diese Zukunft ihnen weniger umwölkt und düster zu erscheinen, als man plötzlich in dem Ehrenhofe rasche Hufschläge hörte.

Beinahe gleichzeitig riefen laute Jagdfanfaren das Echo des alten Schlosses auf fürchterliche Weise wach.

Die jungen Leute fuhren zusammen. Sie hörten diese Töne, welche sich drohend und gebieterisch in den Corridors und in den Höfen verlängerten.

*

»Herr, mein Gott, was ist das?« rief Schwester Magloire die Hände faltend.

»Wer wagt denn,« rief der Chevalier, »sich auf diese kecke Weise in dem Schlosse Mercoire anzukündigen?«

Rasche Schritte dröhnten in dem Vorzimmer, dann öffnete sich geräuschvoll die Thür und der Diener verkündete:

»Der Herr Graf von Varinas!«

Der Baron von Laroche-Boisseau trat ein.

## X.

## Das Kästchen.

Laroche-Boisseau trug seine reiche Uniform als Wolfsjägermeister. Er ging mit stolzem Schritt, hocherhobenem Haupte und lächelndem Munde wie ein Mann, der seiner sicher ist.

Hinter ihm kam ein Piqueur, der, nachdem er einen wohlverschlossenen Kasten neben der Thür des Salons niedergesetzt, sich auf ein Zeichen seines Herrn wieder zurückzog.

Alle Anwesenden waren verblüfft von der Dreistigkeit, womit der Baron in einem Hause erschien, wo man so viele Gründe hatte, ihn zu hassen und zu verachten. Die Schwester Magloire war dunkelroth vor Entrüstung und die hohlen Wangen des Chevaliers hatten eine grünliche Farbe angenommen. Leonce, der zwischen widerstreitenden Empfindungen getheilt war, schien keiner Bewegung fähig.

Nur Fräulein von Barjac erlangte eben durch das Uebermaß ihrer Aufregung die Würde wieder, welche ihr wenige Augenblicke vorher Leonce gegenüber untreu geworden war,

Sie hatte sich erhoben und während der Baron sie begrüßte, sagte sie in ironischem Tone:

»Graf von Varinas! Was bedeutet, Monsieur, diese Art und Weise, Euch bei mir ankündigen zu lassen? Hoffet Ihr vielleicht dadurch, daß Ihr einen neuen Namen annehmt, die Erinnerungen zu verwischen, die Ihr unter dem alten hier zurückgelassen habt?«

Laroche-Boisseau ward trotz seiner Dreistigkeit durch die Schroffheit dieser Rede ein wenig aus der Fassung gebracht.

»O reizendes Fräulein,« sagte er, indem er sich bemühte, zu lächeln, »ist es wohl großmüthig von Euch, mich an ein Unrecht zu erinnern, welches Ihr mir verziehen und wofür ich so grausam bestraft worden? Was den neuen Titel und den neuen Namen betrifft, den ich jetzt trage, so gehört derselbe mir durch das Recht der Geburt und Niemand kann mir ihn mehr streitig machen.«

»Also, Monsieur,« fragte die Schloßherrin, bei welcher die weibliche Neugier Gefühle anderer Art einen Augenblick lang zum Schweigen brachte, »Ihr seyd also schon im Besitz der Domainen Varinas?«

»Noch nicht, meine Schöne, aber es bleibt mir nur noch eine einfache Formalität zu erfüllen übrig, denn ich habe das Versprechen des königlichen Commissärs. Vielleicht würde selbst die Besitznahme schon gestern stattgefunden haben, wenn ich mich nach Frontenac begeben hätte, wie ich eingeladen war. Da mich aber dringende Geschäfte in hiesiger Gegend zurückhielten, so zog ich es vor, meinen bevollmächtigten Anwalt hinzuschicken, der meine Interessen gegen diese zürnenden Mönche besser zu vertheidigen wissen wird, als ich. Mittlerweile habe ich, wie Ihr sehet, den Titel und den Namen angenommen, welche mein rechtmäßiges Familienerbtheil sind.«

Leonce konnte nun nicht mehr an sich halten.

»Dennoch aber scheint mir,« sagte er in trockenem Tone, »daß Ihr Euch sehr beeilt, Euch mit einer Eigenschaft zu schmücken, welche Euch dem Recht und Gesetz nach noch nicht zugehört.«

Laroche-Boisseau drehte sich rasch herum und sah Leonce an, als ob er ihn jetzt erst gewahrte.

»Ah, seyd Ihr es, mein munterer Jagdgenosse?« fragte er mit verächtlicher Vertraulichkeit. »Ich könnte Euch entgegnen, daß eure Meinung nicht viel zur Sache thut, aber ich will nachsichtig gegen Euch seyn, denn ich errathe, aus welchem Grunde Ihr in dergleichen Interessen intervenirt. — Nach eurer Meinung beweist ohne Zweifel meine gegenwärtige Eigenschaft das Verbrechen derer, deren heimlichen Machinationen es gelungen war, mich ihrer so lange zu berauben. Vielleicht habt Ihr wirklich Recht und übrigens verzeihe ich einem Freunde, den das Unglück bitter macht, sehr viel —«

»Einem Freunde, Monsieur? Ich wußte nicht, daß ich die Ehre habe, der eure zu seyn —«

»Seht Ihr? Während unsere Beziehungen so intim, so vertraulich gewesen sind? Indessen es mag so seyn, wie Ihr wünschet. Mir liegt durchaus weiter nichts daran, das versichere ich Euch,« und er lachte höhnisch.

Leonce zitterte vor Zorn, aber er gedachte wieder des dem Prior gegebenen Versprechens und sagte bei sich selbst:

»Nein, ich will meinem unglücklichen Onkel nicht diesen Kummer bereiten. — Ich werde ihm meinen Schwur halten, möge kommen was da wolle.«

Laroche-Boisseau wollte vielleicht Leonce eine abermalige

sarkastische Bemerkung zuschleudern, als der Chevalier seine Aufmerksamkeit ablenkte.

»Herr von Varinas,« sagte Magnac, indem er sich tief vor ihm verneigte, »scheint die Versprechungen vergessen zu haben, die er unter dem Namen Laroche-Boisseau gegeben hat. Aus diesem Grunde hat er wahrscheinlich meine Botschaften nicht erhalten und auch nicht darauf geantwortet, wie es doch unter Edelleuten aus gutem Hause Brauch und Sitte ist. Jetzt aber halte ich mich an ihn und werde, mag er nun Varinas oder Laroche-Boisseau heißen, ihn nicht eher loslassen, als bis ich einige Worte specieller Erklärung von ihm erlangt habe.«

Der Baron begann noch lauter zu lachen.

»Morbleu, mein fahrender Ritter, mein Vertheidiger der Schönen, mein tapferer Paladin beleidigter Damen,« rief er, »Ihr seyd in euren Gedanken ganz verteufelt hartnäckig! Ohne Zweifel handelt es sich noch um den Forsthüter Fargeot und um die Freiheit, die ich mir nehme, ohne eure Erlaubniß in dem Walde von Mercoire zu jagen, was weiß ich? Wohlan, wohlan, wir werden darauf zurückkommen, und wenn wir den Zwist mit hölzernen Säbeln oder Degen von Pfefferkuchen entscheiden müßten, so sollt Ihr jedenfalls Satisfaction haben, das verspreche ich Euch. — Für den Augenblick aber nehmen andere und dringendere Angelegenheiten mich in Anspruch und ich will vor allen Dingen eure Herrin von dem Beweggrund zu diesem Besuche — der ihr durchaus nicht angenehm zu seyn scheint — in Kenntniß setzen.«

»Wenn Herr von Laroche-Boisseau dies denkt,« sagte Christine kalt, »so ist es unverantwortlich von ihm, wenn er diesen Besuch verlängert.«

»Ihr begegnet mir sehr grausam, Fräulein. Indem ich

hier erschien, setzte ich vollständiges Vertrauen auf die Verzeihung, welche Ihr mir so großmüthig gewährt hattet.«

»Meine Verzeihung ermächtigte nicht zu Zudringlichkeiten. — Doch beeilt Euch, mich von dem Gegenstand eures Besuchs in Kenntniß zu setzen. Ihr habt Recht, wenn Ihr glaubt, daß diese Unterredung für mich sehr peinlich ist.«

Laroche-Boisseau war vielleicht in Folge seiner besondern Begriffe von den Frauen auf einen so unverhohlenen und hartnäckigen Widerwillen nicht gefaßt.

Da er nicht sogleich antwortete, so sagte Magnac in seinem gleichgiltigen, kalten Tone zu ihm:

»Wohlan, mein Herr Baron oder Herr Graf, denn es fällt mir nicht ein, eure Titel streitig machen zu wollen, habt Ihr nicht gehört? Fräulein von Barjac, meine edle Gebieterin, wünscht, daß Ihr sie so schnell als möglich von dem Zweck eures Besuches in Kenntniß setzet und dann —« er zeigte mit dem Finger auf die Thür.

Laroche-Boisseau stampfte vor Wuth mit dem Fuße.

»Ins Teufels Namen, alter Murrkopf,« rief er, »nehmt Ihr eure Bedientenrolle wirklich so ernst? Wenn ich das dächte —«

»Monsieur,« unterbrach Leonce seinerseits in lebhaftem Tone, »Ihr vergesset Euch in Gegenwart und in dem Hause einer Dame.«

Laroche-Boisseau betrachtete mit funkelndem Blick die beiden Vertheidiger Christinens und schlug plötzlich ein neues schallendes Gelächter auf.

»Palsambleu, mein Fräulein, ich muß Euch Glück wünschen. — Es möchte nicht gerathen seyn, in dem Schloß Mercoire eurem Willen widerstehen zu wollen. Ihr habt da tapfere Vertheidiger, die sich nicht entblöden würden, den Ke-

cken zur Thür hinauszuwerfen, wenn man sie nur machen ließe. Aber es ist Zeit, mich zu erklären und zu versuchen, ob ich nicht einen Austausch der Rollen herbeiführen kann.«

Fräulein von Barjac, welche bis jetzt stehen geblieben war, setzte sich, an allen Gliedern zitternd. Magnac und selbst Leonce erwarteten, ihren persönlichen Groll vergessend, mit außerordentlicher Spannung, was der Baron sagen würde.

Dieser schien ein Vergnügen daran zu finden, die bange Erwartung möglichst lange dauern zu lassen. Endlich fragte er, indem er jedes Wort betonte:

»Ihr werdet Euch erinnern, Fräulein, daß Ihr Euch durch einen Schwur verbindlich gemacht habt, den Jäger zu heirathen, welcher die Bestie des Gévaudan erlegt haben würde, vorausgesetzt, daß er nicht einem dienenden Stande angehöre.«

»Ich erinnere mich dessen,« entgegnete Christine mit matter Stimme.

»Und,« fuhr Laroche-Boisseau fort, »seyd Ihr noch bereit, diesen Schwur zu halten, oder werdet Ihr eure Hand einem wackern Manne verweigern, welcher euer Versprechen ernst nehmend, Gefahren und Beschwerden getrotzt hat, um der gestellten Bedingung zu genügen?«

»Dieser Zweifel ist eine Beleidigung, Monsieur.«

»Wohlan denn,« rief der Baron triumphirend, »dann beanspruche ich für mich alle Vorrechte, welche dem Sieger des Thieres versprochen worden sind. Ich habe das Glück gehabt, gestern in dem Walde von Labeyssère das wüthende Thier zu erlegen — hier sind meine Beweise.«

Er holte den Kasten herbei, den sein Lakei neben der Thür niedergesetzt hatte, öffnete und zeigte den noch blutenden Kopf und die Klaue eines Wolfes.

Christine aber hatte nicht den Muth, diese scheußliche Trophäe zu betrachten. Sie hatte sich sterbend in ihren Sessel zurückgeworfen.

Die anderen Anwesenden waren kaum weniger aufgeregt, obschon sie auf dieses Ereigniß gefaßt seyn mußten. Leonce stand wie vernichtet da. Der Chevalier, dessen Begriffe stets etwas langsam waren, sah aus als wenn er über den Fall nachdächte, während Schwester Magloire Augen und Hände gen Himmel erhob und Gebete murmelte.

Keine von diesen Einzelnheiten konnte Laroche-Boisseau entgehen.

»Aber,« hob er in spöttischem Tone wieder an, »wie es scheint, veranlaßt mein Sieg hier gerade keinen unmäßigen Ausbruch von Freude! Und dennoch ist der Baron von Laroche-Boisseau, Graf und Herr von Varinas, keine zu verachtende Partie, da ja der Zufall irgend einen elenden Wilddieb zum Schloßherrn von Mercoire hätte machen können.«

Es trat abermaliges Schweigen ein.

»Herr Baron,« sagte Leonce endlich mit Verzweiflung, »die Freunde des Fräuleins von Barjac können nicht alle eure Behauptungen ohne nähere Untersuchung für wahr annehmen. Vor allen Dingen müßte auf unzweifelhafte Weise nachgewiesen werden, daß das Thier, dessen Kopf uns hier vorgewiesen wird, wirklich die Bestie des Gévaudan ist, und ich habe gewisse Gründe zu glauben —«

»Jeder Unbefangene braucht nur diese Beweisstücke ins Auge zu fassen,« hob Laroche-Boisseau wieder an, indem er auf die im Kasten liegenden Gegenstände zeigte. »Könnte wohl ein anderes Thier als die berüchtigte Bestie des Gévaudan diesen ungeheuren Kopf, diese furchtbaren Hauzähne, diese starken Klauen haben —«

»Und wer beweist uns,« fuhr Leonce fort, »daß Ihr, Monsieur, Ihr allein den Wolf, dessen Kopf Ihr uns hier vorzeigt, tödtlich getroffen habt?«

»Man wird darüber Maitre Legris, meinen Schützling, anhören. »Obschon er in diesem Augenblicke mit mir schmollt und sich geweigert hat, mich hierher zu begleiten so wird er doch nicht umhin können, durch seine Aussage die Wahrheit meiner Worte zu bestätigen. Auch kann man noch meinen ersten Piqueur Labranche und die zahlreichen Bauern anhören, welche mir als Treiber dienten, als ich diesen glücklichen Büchsenschuß that. Beruhigt Euch daher, Monsieur Leonce. Man wird alle nöthigen Garantien Denen liefern, welche das Recht haben sie zu verlangen. Für den Augenblick handelt es sich blos darum, zu wissen, ob Fräulein von Barjac ihren Schwur, selbst mir gegenüber, halten wird.«

Die arme Christine antwortete mit Anstrengung:

»Ich werde ihn halten, Monsieur — sollte es auch mein Tod seyn.«

Diese Form der Einwilligung schien nicht nach Laroche-Boisseau's Geschmack zu seyn und er machte eine bedeutsame Grimasse.

Leonce rief energisch:

»Herr Baron, Ihr seyd Edelmann. Ihr könnt ein solches Opfer nicht annehmen! Ihr müßt viel zu stolz, zu zartfühlend seyn, um den Vortheil zu mißbrauchen, den Euch ein glücklicher Zufall über eine junge Dame gibt, welche jeder Rücksicht und Schonung würdig ist. Sie liebt Euch nicht, das wißt Ihr. Sie würde ihre Hand nur, um ihr voreiliges Gelübde zu erfüllen, in die eure fallen lassen. Könnte wohl eine unter solchen Bedingungen geschlossene Vermälung das Glück des einen oder des andern Theiles sichern? Wäre sie nicht

eine Schande, eine Lächerlichkeit für Euch? Entsagt daher großmüthig dem Vortheile eines unüberlegten Versprechens; die Würde eures Namens und die Ehre gebieten es Euch in gleicher Weise.«

»Ja,« ergänzte Laroche-Boisseau mit Ironie, »und lasset den Platz einem gewissen kleinen Seladon frei, dem schmachtenden Helden einer jener Liebschaften, welche zuweilen zwischen einem Schüler und einer Pensionärin bestehen — nicht wahr, Monsieur Leonce? In der That, wenn Jemand dergleichen Hoffnungen gefaßt hat, so könnte man keinen unfähigeren Anwalt finden, um mich zu bewegen, mich damit einverstanden zu erklären.«

Diesmal vermochten Leonce's Entschlüsse, die Erinnerung an die seinem Onkel gegebenen Versprechungen, nicht mehr gegen die Wuth Stand zu halten, welche ihn erstickte.

»Baron von Laroche-Boisseau,« sagte er in festem Tone, »Ihr seyd ein Nichtswürdiger. — Die Liebe hat nichts zu thun mit euern Absichten auf eine edle junge Dame, welche Euch haßt und verachtet. Das, was Ihr begehrt, ist ihr Vermögen, ihre schönen Besitzungen, weil Ihr darin die Mittel sehet, euer durch eure Verschwendung und Ausschweifungen beschmutztes und geschwärztes Wappenschild wieder zu vergolden.«

Der Baron konnte einer so unmittelbaren und heftigen Beleidigung gegenüber seine verächtliche Kaltblütigkeit ebenfalls nicht länger bewahren.

»Ins Teufels Namen, Monsieur Abenteurer,« rief er, »das heißt die Unverschämtheit zu weit treiben! — Aber, wäret Ihr auch zehnmal von gemeinerer Herkunft, so werde ich Euch zwingen, die beleidigenden Worte, die Ihr so eben gesprochen, zu widerrufen.«

»Das wird nicht geschehen, Monsieur, im Gegentheile werde ich überall, wohin Ihr kommt, laut erzählen —«

»Genug Monsieur. Ohne Zweifel wollet Ihr durch das Uebermaß der Beleidigung die Entfernung verwischen, welche uns trennt — es ist Euch gelungen. Gehen wir, Monsieur, gehen wir sofort.«

»Endlich!« sagte Leonce.

Sie lenkten ihre Schritte schon nach der Thür, ohne daß die halb ohnmächtige Christine die mindeste Anstrengung zu irgend einer Einmischung hätte machen können, als der Chevalier von Magnac ihnen mit größerer Lebhaftigkeit, als man von ihm hätte erwarten können, den Weg vertrat.

»Noch einen Augenblick, Messieurs,« sagte er in ernstem Tone, »so kann die Sache nicht gehen. Der Herr Baron oder vielmehr der Herr Graf gehört nicht mehr sich an. Ich habe schon längst mein Prioritätsrecht in Bezug auf ihn begründet und dieses Recht ist noch durch alle die übelklingenden Worte bestätigt worden, deren Herr von Laroche-Boisseau — ich wollte sagen, der Graf von Varinas — sich so eben bedient hat. Ich halte daher an meinem Vorrecht fest und da Herr von Laroche-Boisseau — ich wollte sagen, der Graf von Varinas — so gut aufgelegt und bereitwillig ist, so bitte ich ihn, mir die Ehre —«

»Herr von Magnac, ich beschwöre Euch,« sagte Leonce mit Energie, »erlaubt mir, die Beleidigungen zu rächen, welche mir und den Personen, die mir die theuersten auf der Welt sind, angethan worden! Ihr wißt nicht, wie viel Wermuth und Galle dieser unwürdige Mann in mein Herz geträufelt hat.«

»Zu meinem lebhaften Bedauern, Monsieur Leonce, kann ich hierin euern Wünschen nicht nachgeben. Mir kommt

es zu, die Beleidigungen zu züchtigen, die meiner jungen Gebieterin angethan worden. Dies gehört zu den Pflichten meines Amtes und übrigens müssen die Beschwerden einer Dame vor den euren und den meinen den Vorrang behaupten. Es thut mir sehr leid, euer Begehren zurückweisen zu müssen, aber —«

»Morbleu!« unterbrach ihn Laroche-Boisseau wüthend, »so kommt doch alle Beide! Glaubt Ihr denn, daß ich mir viel aus einem von feigen Mönchen aufgefütterten jungen Gimpel und einem alten zahnlosen Narren mache, den die Luft anwandelt, sein verrostetes Käsemesser noch einmal aus der Scheide zu ziehen? Kommt, sage ich Euch! Allein oder einzeln werde ich Beide Mores lehren — das verspreche ich Euch.«

»Wohlan! Entfernen wir uns vor allen Dingen,« hob Leonce wieder an; »in Gegenwart einer Dame kann diese Frage nicht entschieden werden.«

»Ja, ja — gehen wir,« sagte der Baron.

»Ich stehe zu Befehl, Messieurs,« sagte Magnac sich verneigend.

Fräulein von Barjac war endlich im Stande, die Betäubung von sich abzuschütteln, in welche sie durch diesen tumultuarischen Auftritt versetzt worden. Sie erhob sich rasch und indem sie die Schwester, welche sie zurückhalten wollte, von sich stieß, rief sie in gebieterischem Tone:

»Bleibet, Messieurs, bleibet! Ich bitte Euch darum — ich befehle es, wenn meine Befehle hier noch von irgend welchem Gewicht seyn können.«

Die drei Männer blieben stehen. Nach einem Augenblick des Zögerns näherten sie sich mit langsamen Schritten der Schloßherrin.

»Ich bitte Euch, Messieurs, höret mich an,« sagte sie. »Ganz besonders an Euch wende ich mich, mein lieber Leonce, an den Gespielen meiner Kindheit, und auch an Euch, mein guter Chevalier, Ihr, der Ihr mir stets so viel Rücksicht und Aufmerksamkeit bewiesen habt. So lange ich mich widersetzen kann, werde ich nicht zugeben, daß Ihr um meinetwillen Euch mit Herrn von Laroche-Boisseau in einen thätlichen Zwist einlasset. Der Herr Baron scheint die durch mein Gelübde gestellten Bedingungen genau erfüllt zu haben; der Preis, den er dafür zu beanspruchen kommt, kann ihm daher nicht verweigert werden. Ich darf nicht zugeben daß meine Diener und meine Freunde dazwischen treten, um mich den Folgen eines voreiligen Versprechens zu entziehen, denn dann könnte man mich mit Recht anklagen, daß ich unwürdige Ausflüchte benutzte, um mein Wort zurückzunehmen. Ich fordre Euch daher auf, dieser Herausforderung, deren eigentliche Ursache ich bin, keine Folge zu geben. Jeder, der es thäte, würde mein Feind werden.«

»Christine,« entgegnete Leonce, »dieser Mann hat sich gegen meinen Onkel und gegen mich der beleidigendsten Ausdrücke bedient.«

»Er hat die Ehre des Hauses Magnac beleidigt,« sagte der Chevalier.

»Und setzet hinzu, Messieurs,« bemerkte Laroche-Boisseau in stolzem Tone, »daß ich nichts zurücknehme.«

Christine fuhr zu dem Chevalier und Leonce gewendet fort:

»Versuchet nicht mich zu täuschen, meine guten Freunde. Meine Sache, aber nicht die eure ist es, welche Ihr vertheidigen wollt. Verzichtet darauf, ich beschwöre Euch. Die furchtbare Lage, in der ich mich befinde, ist gänzlich mein Werk.

Meine Unklugheit, meine verhängnißvolle Uebereilung, meine übermüthige Hartnäckigkeit haben Alles gethan. Ich allein muß daher auch die Strafe meines Fehlers tragen.«

Gleichzeitig führte sie jeden der beiden Gegner des Barons bei Seite und schien die eindringlichsten Argumente aufzubieten, um sie von ihrem Vorhaben abwendig zu machen.

Beide stellten sich endlich, als ob sie ihren Bitten nachgäben, aber es war leicht zu errathen, daß sie die erste Gelegenheit benutzen würden, um den Streite zu erneuern.

Laroche-Boisseau hatte seine ganze Kaltblütigkeit wieder erlangt. Als er sah, daß Fräulein von Barjac ihren Zweck erreicht zu haben schien, sagte er lächelnd:

»Ich danke Euch, meine Schöne. Das nenne ich rechtschaffen Wort halten! Lasset mich jetzt hoffen, daß diese Rechtschaffenheit das Vorspiel weniger feindseliger Gesinnungen gegen den künftigen Schloßherrn von Mercoire seyn wird.«

Und er küßte ihr die Hand.

»Schloßherr von Mercoire!« wiederholte Leonce. »Der seyd Ihr noch nicht, Monsieur. Fräulein von Barjac hängt noch von erleuchteten und strengen Vormündern ab, deren Pflicht es ist, sie gegen die Ausschreitungen ihrer eigenen Großmuth zu schützen. Nun müßte ich mich sehr irren, wenn bei den Vätern von Frontenac sich nicht genug Weisheit, Macht und Energie vorfinden sollte, um diese Heirath absolut unmöglich zu machen.«

»Glaubt Ihr das, mein Freund?« fragte Christine lebhaft.

Leonce wiederholte seine Behauptung mit noch größerer Wärme.

»Morbleu, das werden wir sehen!« entgegnete der Ba-

ron mit seinem verächtlichen Lächeln. »Dieser gute junge Mann vergißt in seiner lebhaften Zuneigung zu den Mönchen von Frontenac, daß ihnen in diesem Augenblick der Kamm ein wenig gefallen ist und daß ihnen ein gewisser Bischof kürzlich die Nägel sehr kurz verschnitten hat. Ich werde sie festen Fußes erwarten, und wir werden ja sehen, welcher von ihnen es wagen wird, sich an mich zu machen. Wird es wohl der arme, schwachköpfige, an Gicht und Rheumatismus leidende alte Abt seyn, der schon mit einem Fuße im Grabe steht? Oder vielleicht jener tapfere Vorkämpfer des Klosters, der gewandte, denkende Kopf der Brüderschaft, der geschickte, kluge, beredte Pater Bonaventura? Unglücklicherweise ist diese Sonne des Klosters gegenwärtig sehr verdunkelt. Der fromme Mann ist der Ermordung eines armen kleinen Knaben angeklagt, in seine Zelle eingemauert, die er wahrscheinlich bald mit einem finstern, tiefen Kerker vertauschen wird. —«

»Wißt Ihr das auch gewiß, Monsieur?« fragte Schwester Magloire in eigenthümlichem Tone.

Seit einem Augenblick hatte sich nemlich das Getöse von Stimmen und Hufschlägen in dem großen Hofe des Schlosses erneuert. Die Nonne, welche immer unruhig war oder vielleicht von einer geheimen Ahnung getrieben ward, war hinausgegangen, um die Ursache dieses Tumults zu erforschen. Aus einem Fenster, welches auf den großen Hof ging, hatte sie zwei von großen Maulthieren getragene Sänften und mehre Diener zu Pferde gesehen. Ein einziger Blick in das Innere der Sänften war für sie hinreichend gewesen und sie war von Hoffnung und Freude zitternd in den Salon zurückgekehrt.

Die Anwesenden wollten, als sie ihre Aufregung bemerkten, sie ausfragen, aber sie hatte nicht mehr Zeit zu ant-

worten. Die Thür öffnete sich plötzlich wieder und der Diener meldete mit vor Ehrfurcht halberstickter Stimme:

»Seine Eminenz der Bischof von Aleppo! — Seine Hochwürden der Prior von Frontenac!«

Gleichzeitig traten der Bischof und der Prior ein, indem sie sich freundschaftlich auf einander stützten.

## XI.

## Die Enthüllungen.

Monseigneur von Cambis besaß trotz der Kleinheit seiner Gestalt jene majestätische, würdevolle Miene, welche niemals verfehlte, Allen zu imponiren, die in seine Nähe kamen. Er war in einen violetten Reisemantel gehüllt und trug einen runden Hut von derselben Farbe, unter welchem hervor man seine grauen durchbohrenden Augen funkeln sah.

Neben ihm ging mit demüthigem Schritt der Pater Bonaventura, stets schlicht, ruhig und lächelnd wie sonst. Ein wenig Magerkeit und eine leichte Blässe verriethen allein die Prüfungen, welche er in der letzten Zeit zu ertragen gehabt.

»Mein Onkel, mein Wohlthäter!« rief Leonce außer sich, »Ihr seyd mir also wiedergegeben!«

Und er warf sich in Thränen ausbrechend in die Arme des Priors.

Der Pater Bonaventura gab ihm, kaum weniger bewegt, seine Liebkosungen zurück und murmelte sanft:

»Wie, Leonce, so zärtlich zeigst Du Dich gegen einen Uebelthäter, gegen einen Verbrecher?«

»Mein Onkel, ich habe diesen Verleumdungen, obwohl sie mir das Herz zerrissen, niemals geglaubt. Ich bin über-

zeugt, daß es Euch keine Mühe gekostet hat, Euch reinzuwaschen.«

»Kind, glaubst Du denn, daß ich deine Beweise von Liebe annehmen würde, wenn ich mich derselben nicht würdig fühlte? Doch still!« fuhr er auf den Bischof zeigend fort, »wir befinden uns in Gegenwart eines Kirchenfürsten.«

Mittlerweile war die Herrin des Schlosses, von der Schwester Magloire begleitet, dem Bischof entgegengeeilt. Die Nonne warf sich vor ihm nieder, während Christine sich verneigte, indem sie stammelte:

»Monseigneur, ich bin durchdrungen von Dankbarkeit für die Ehre —«

Dann aber vermochte sie nicht mehr sich zu fassen, sondern sank selbst auf die Knie nieder, indem sie rief:

»O, Monseigneur, es ist der Himmel, der Euch in diesem Augenblicke mir zur Hilfe sendet! Ihr seyd allmächtig — schützet mich!«

Und ihre Augen strömten von Thränen über. Der Bischof hob sie mit gütiger Miene auf.

»Der Frieden des Herrn sey mit diesem Hause,« hob er in ernstem Tone an, »und Ihr, meine Töchter, demüthigt Euch nur vor Gott. Selbst die, welche in seinem Namen zu handeln glauben, sind schwache, dem Irrthum unterworfene Geschöpfe; ich habe seit Kurzem dies auf grausame Weise an mir selbst erfahren.«

Dann wendete er sich zu dem Prior, welcher sich mit Leonce näherte, betrachtete den jungen Mann mit neugierigem Blick und fragte:

»Lieber Bruder, ist er das?«

»Ja, er ist es, Monseigneur.«

Der Bischof machte auf Leonce's Stirn das Zeichen des Kreuzes.

*

»Gott segne Euch, mein Sohn,« sagte er in liebreichem Tone, »und haltet stets den tugendhaften, ehrwürdigen Mann lieb und werth, von welchem Ihr die ersten Lehren empfangen habt. Ihr habt trotz meiner dringenden Einladung nicht zu mir kommen wollen. Deshalb komme ich nun zu Euch und komme zur Freude für Einige, wie zur Beschämung und Verwirrung für Andere. Und auch Ihr. Herr Baron,« fuhr er fort, indem er sich zu Laroche-Boisseau wendete, welcher mit Zurückhaltung grüßte, »auch Ihr seyd gestern nicht zu der Versammlung in der Abtei Frontenac erschienen.«

»Eine wichtige Angelegenheit hielt mich hier zurück, Monseigneur. Aber Ihr habt wohl meinen bevollmächtigten Anwalt, den alten Legris, gesprochen?«

Herr von Cambis nickte.

»Es kommt nichts darauf an,« antwortete er; »Ihr werdet sogleich erfahren, was geschehen ist, und es ist abermals die Vorsehung, welche Euch heute in dieses Haus führt, um einem großen Act der Gerechtigkeit beizuwohnen.«

Er setzte sich und Alle nahmen um ihn herum Platz, mit Ausnahme der Schwester Magloire und des Chevaliers, welche in ehrerbietiger Haltung ein wenig abseits standen. Leonce und Christine, welche nicht wußten, um was es sich handelte, hefteten ihre Blicke abwechselnd auf die friedlichen Züge des Priors und das strenge Antlitz des Bischofs. Laroche-Boisseau, der weniger geduldig war, oder irgend ein für ihn schlimmes Ereigniß voraussah, konnte sich nicht mäßigen.

»Nun, Monseigneur,« fragte er mit seiner gewohnten Dreistigkeit, »was ist denn seit unserer letzten Unterredung in Frontenac geschehen? Die Dinge haben, wie es scheint, eine andere Gestalt gewonnen. Damals schient Ihr erfüllt von Abscheu gegen diese verhaßten Mönche, welche ein Kind dem

Tode überantwortet, um sich seines Erbtheils zu bemächtigen. Ihr zermalmtet sie mit der ganzen Wucht eures Zornes und erklärtet laut, daß Ihr die begangenen Ungerechtigkeiten wieder gutmachen und die Schuldigen ohne Erbarmen züchtigen würdet. Und dennoch begegnet Ihr jetzt mit der größten Gunst dem Haupturheber jenes entsetzlichen Meuchelmordes, dem Mönch, dessen gefährliche Schlauheit allem Anschein nach die übrigen seiner Brüder verführt hat —«

Herr von Cambis unterbrach ihn lebhaft.

»Herr Baron,« sagte er, »höret auf, den rechtschaffenen Mann, der uns hört, und das fromme Haus zu beleidigen, dessen Ruhm und Vorbild er ist. Wie Ihr sagt, die Dinge haben seit einigen Stunden eine sehr veränderte Gestalt gewonnen. Die Wahrheit hat sich durch unläugbare Zeichen kundgegeben. Gott hat erlaubt, daß ich den Irrthum erkannte, in den ich durch übergroßen Eifer und vielleicht auch durch übergroße menschliche Anmaßung verfallen war. Die Brüder von Frontenac machten sich, als ich sie verfolgte, zu Märtyrern ihrer Pflicht. Der gute Prior, den ich in meiner Verblendung durch meine ungerechte Strenge niederdrückte, hatte nicht aufgehört, meine Achtung und Bewunderung zu verdienen.«

»Ha, das wußte ich, mein Onkel!« murmelte Leonce, indem er die Hand des neben ihm sitzenden Bonaventura an seine Lippen drückte.

»Ach, ehrwürdiger Vater,« hob Christine an, »werdet Ihr mir wohl verzeihen, daß ich geglaubt —«

Der Prior gebot Beiden durch eine wohlwollende Geberde Schweigen.

Laroche-Boisseau hob mit Heftigkeit wieder an:

»Monseigneur, Monseigneur! Man hat Euch getäuscht

und ohne Zweifel ist dieses das Werk dieses listigen Mönches, dessen Zunge die Falschheit und das Gift einer Schlange besitzt. Aber es wird nicht so leicht seyn, mich abzufertigen. Noch ehe ich weiß, durch welches Gewebe von sinnreichen Fabeln man verstanden hat, euren Scharfsinn zu täuschen, erkläre ich, daß ich von meiner Verfolgung gegen den Mörder meines jungen Verwandten nicht abstehen werde. Als Haupt der Familie kann ich mich dieser gebieterischen und heiligen Pflicht nicht entziehen. Begleitete der Pater Bonaventura seinem eigenen Geständniß zufolge nicht am Abend des Verbrechens das geheimnißvolle Individuum, welches Frau Fargeot in dem Garten von Varinas anredete? Jedenfalls müßte der Prior doch sagen, wer jener Elende gewesen ist und erklären —«

»Man kennt ihn jetzt, Herr Baron,« entgegnete der Prälat kalt.

»Und wer war es denn?«

»Euer Onkel, der Graf von Varinas, der Vater des verschwundenen Knaben selbst!«

Laroche-Boisseau stand betäubt da, als ob er einen Keulenschlag auf den Kopf bekommen hätte.

»Ihr zweifelt,« hob Herr von Cambis wieder an, »aber Ihr werdet nicht mehr zweifeln, wenn Ihr das letzte Codicill des verstorbenen Grafen gesehen haben werdet, das Codicill, welches dem ausdrücklichen Befehle des Testators gemäß erst gestern vor dem Capitel von Frontenac verlesen worden. Der Graf erzählt darin auf die umständlichste Weise, wie er an dem fraglichen Abend sich durch eine kleine Thür, zu welcher er allein den Schlüssel hatte, in den Garten von Varinas schlich, wie es ihm gelang, unter einem Vorwand die Amme zu entfernen und sich des Knaben zu bemeistern —«

»Noch einmal, Monseigneur, man täuscht Euch,« unterbrach ihn der Baron. »Wäre wohl ein Vater, selbst wenn er an Geistesstörung gelitten hätte, wie vielleicht mit meinem Onkel der Fall war, so barbarisch gewesen, der Mörder seines jungen Sohnes zu werden?«

»Und wer sagt Euch denn, Monsieur, daß das Kind umgekommen sey? Dieses Kind existirt.«

»Das ist unmöglich!«

»Es existirt, sage ich Euch, und der Beweis ist, daß wir es Alle kennen, daß es vor Euch steht.«

»Wie, es wäre —«

»Der sogenannte Neffe des Priors, der sogenannte Leonce, der endlich seinen wahren Namen und Titel als Graf von Barinas annehmen wird.«

Ausrufungen der Freude und Ueberraschung begrüßten diese unerwartete Enthüllung.

Leonce — denn wir werden fortfahren, ihn bei diesem Namen zu nennen — hatte sich rasch erhoben und sah den Prior an, wie um von ihm die Bestätigung der Worte der Bischofs zu verlangen.

»Monseigneur kann nichts bestätigen, was nicht streng der Wahrheit gemäß wäre, mein Sohn,« sagte Bonaventura. »Dies ist das Geheimniß, welches ich Dir so sorgfältig verschwieg, während ich Dich auf deine jetzige Größe vorbereitete. Du gehörst mir durch kein anderes Band an, als durch das unserer wechselseitigen Zuneigung —«

»Und dieses, mein Vater, wird niemals zerreißen!« rief Leonce, indem er ihm um den Hals fiel.

Aller Augen, außer die des Barons, waren thränenfeucht.

Leonce empfing die Glückwünsche des Chevaliers und der Schwester Magloire. Während er sich diesen süßen Regungen hingab, neigte sich Christine zu dem Prior.

»Mein Vater,« fragte sie, »ist dies jener reiche Bewerber von hoher Geburt —«

»Den Ihr zurückgewiesen, meine Tochter, den Ihr einer übereilten Aufwallung geopfert habt. — Unglückliches Kind! unglückliches Kind!«

Christine warf sich in ihren Sessel zurück und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

Laroche-Boisseau hatte keine Bewegung gemacht, um sich seinem jungen Verwandten zu nähern. Nachdem er sich ein wenig von der Bestürzung erholt, welche diese Entdeckung ihm anfangs verursacht, hob er mit Ironie wieder an:

»Das ist allerdings Alles sehr rührend, aber man erwartet doch nicht etwa, daß ich diese romanhaften Behauptungen ohne Beweise gelten lassen werde? Ich will klar sehen in dieser neuen Verwandtschaft, welche mich eines großen Erbtheils beraubt.«

»Die Beweise werden Euch nicht fehlen, Herr Baron,« entgegnete der Bischof. »Sie sind klar und entscheidend. Der Pater Prior ist Ueberbringer authentischer Documente, von welchen Ihr das Recht habt, Kenntniß zu nehmen.«

In der That legte Bonaventura einen Stoß Papiere auf den Tisch, welche Laroche-Boisseau aufmerksam durchzusehen begann, während der Bischof die Ereignisse auseinandersetzte, welche Leonce's Sohnschaft begründeten. Wir werden dieselben in wenig Worte zusammenfassen.

Wir wissen, daß der Graf von Varinas den Protestantismus abgeschworen hatte. Hieraus war eine Uneinigkeit zwischen ihm und seinem jüngern Bruder, dem Baron von

Laroche-Boisseau, dem Vater dessen entstanden, welcher in unserer Erzählung eine so wichtige Rolle spielt. Dennoch aber war der Graf, indem er sich zur katholischen Religion bekannte, nicht jenen rein menschlichen Berechnungen gefolgt, welche zuweilen zu einem Religionswechsel bestimmen. Seine Bekehrung, das Werk der Mönche von Frontenac und ganz besonders des Pater Bonaventura, war frei und aufrichtig gewesen, ja seine durch Einsamkeit und Nachdenken exaltirten religiösen Gefühle waren an jenem Punkt angelangt, welcher an den Mysticismus grenzt.

Von einer langwierigen Krankheit befallen, von welcher er wußte, daß sie tödtlich war, hatte sich der Graf in die Abtei Frontenac zurückgezogen, und war hier allmälig dem Einfluß einer fixen Idee unterlegen.

Die Zukunft seines einzigen, damals drei oder vier Jahre alten Kindes beschäftigte ihn unaufhörlich. Wenn er starb, so mußte die Vormundschaft über dieses geliebte Kind natürlich seinem Bruder Laroche-Boisseau zufallen, welcher Protestant war. Stand nun aber nicht zu erwarten, daß Laroche-Boisseau seine Autorität über seinen jungen Mündel benützen würde, um ihn zum Protestantismus zurückzuführen?

Dieser Gedanke quälte den armen Kranken Tag und Nacht. Ohne Zweifel konnte er, wenn er einen andern Vormund für seinen Sohn ernannte, ihn dem gefürchteten Einflusse entziehen. Der Graf aber, der im höchsten Grade furchtsam war, stellte sich das Ansehen seines Bruders größer vor, als es war. Er fürchtete, daß es dem thätigen und gewandten Laroche-Boisseau gelingen würde, das Testament für ungiltig erklären zu lassen, wodurch er dann die Vormundschaft über seinen Neffen bekommen hätte, oder daß er im entgegengesetzten Falle, um sich zu rächen, heimlich den Kna-

ben von dem Katholicismus abwendig zu machen suchen würde.

Diese Schwierigkeiten waren seinen Gedanken fortwährend gegenwärtig, und der Graf ersann, um sie zu beseitigen, ein Mittel, welches allerdings höchst bizarr genannt werden mußte.

Es handelte sich darum, seinen Sohn zu entführen, welcher sich damals auf dem Schlosse Varinas befand, und ihn für todt auszugeben. Da die Besitzung Varinas der Familienerbfolge nicht unterworfen war, so konnte der Graf sie den Mönchen von Frontenac unter der Form eines Fideicommiß vermachen, und sie sollte auf eine bestimmte Zeit in ihrer Obhut bleiben.

Was den jungen Vicomte betraf, so sollte er unter einem angenommenen Namen in der Abtei bleiben und für den nahen Verwandten eines der hochwürdigen Väter gelten. Man sollte ihn sorgfältig in der katholischen Religion erziehen und ihm seinen eigentlichen Namen und Rang verschweigen. Erst an dem Tage, wo er sein zwanzigstes Lebensjahr erfüllte, sollte man ihm seine wahre Stellung offenbaren, was dann in Folge der ihm beigebrachten vortrefflichen Grundsätze ohne Gefahr für ihn würde geschehen können.

Das erste Mol, als der Graf von Varinas sich über dieses Project gegen seinen Freund und Vertrauten, den Pater Bonaventura, aussprach, bemühte sich dieser, ihm die Gefahren und selbst Unmöglichkeiten desselben vor Augen zu führen.

Der Graf schien sich anfangs diesen Vorstellungen zu fügen, bald aber kehrte er zum Angriff zurück. Er hatte lange über alle Eventualitäten nachgedacht, er hatte Alles vorgesehen, Alles berechnet. Er wendete bald Vorstellungen, bald

Bitten an, um seinem Plan Eingang zu verschaffen, und die fieberhafte Aufregung seiner Gedanken war von der Art, daß ein allzu langer Widerstand ihm verderblich werden konnte. Seinen Bitten nachgebend zog Bonaventura endlich das Capitel der Abtei über den Vorschlag des Grafen zu Rathe, und nach langem Zögern kam man überein, daß man versuchen wolle, ihn auszuführen, mit dem Vorbehalt, ihn aufzugeben, wenn diese Ausführung unübersteigliche Hindernisse darböte.

Alles gelang über Erwartung. Der Graf wollte trotz seiner Schwäche sich selbst mit der Leitung des Unternehmens befassen. Er reiste heimlich mit dem Pater Bonaventura und zwei vertrauten Dienern von Frontenac ab. Abends erreichte er das Thor des Gartens von Varinas, und nachdem er die Wärterin durch eine geschickte Lüge entfernt, bemächtigte er sich seines Sohnes, der, da er ihn erkannte, sich ohne Widerstand forttragen ließ. Dabei trug er Sorge, den Hut des kleinen Vicomte auf der Erde liegen zu lassen, und einige Stunden später trieb man die Vorsicht so weit, daß man die Leiche eines andern Kindes, welche man sich in der benachbarten Stadt verschafft, und die man mit den Kleidern des jungen Varinas bekleidet, in den Abgrund warf.

Alle diese seit langer Zeit kaltblütig überlegten Maßnahmen mußten natürlich die arme Wärterin mit Verzweiflung erfüllen, indem sie ihr die Ueberzeugung gaben, daß ihr Pflegling um's Leben gekommen sey. Von welchem Gewicht aber konnten die Thränen einer schlichten Bäuerin seyn, wenn es sich in den Gedanken des armen, geisteskranken Vaters um die Zukunft und das ewige Seelenheil des Erben der Varinas handelte? Uebrigens war Margaretha Fargeot dem Pater Bonaventura empfohlen worden, und zur Entschädi-

gung für ihre Angst sollte sie mit den Ihrigen der Gegenstand einer fortwährenden Fürsorge seyn.

In Folge dieser überaus vorsichtigen Maßnahmen ahnte kein Mensch die Wahrheit, und die Justizbehörde selbst gewann die Ueberzeugung, daß der junge Graf zufällig in den Abgrund neben dem Schlosse gestürzt sey.

Nun dachte der Graf, der sein Ende herannahen fühlte, an nichts weiter als an die Vollendung seines Werkes. Da er fürchtete, daß man später seinem Sohne den Namen und den Titel, auf welchen er ein Recht hatte, streitig machen könne, so traf er die umfassendsten Vorkehrungen, um jeden Zweifel unmöglich zu machen. Er ließ in dreifachen Exemplaren ein Protokoll über die von ihm selbst bewirkte Entführung aufnehmen. Zwei Exemplare wurden bei verschiedenen Notaren deponirt, und das dritte in dem Archive von Frontenac aufbewahrt. Jedes ward von ihm, den beiden Notaren und den sechs ersten Vätern des Klosters mit Einschluß des Abtes und des Priors unterzeichnet. Dann setzte er zwei Testamente auf, von welchen das eine zur Zeit seines Ablebens und das andere an dem Tage, wo sein Sohn das zwanzigste Lebensjahr erfüllt haben würde, eröffnet werden sollte. Ueberdies verlangte der Graf von den Vätern, welche Kenntniß von seinem Geheimniß hatten, einen feierlichen Schwur, durch welchen sie sich verbindlich machten, den Namen und den Rang ihres Mündels und Schülers nicht eher als bis nach Ablauf der festgesetzten Frist bekannt werden zu lassen.

Nachdem er alle diese Maßregeln getroffen, starb er ruhig und in der Gewißheit, daß sein Wille in jeder Beziehung erfüllt werden würde.

Wir wissen, mit welcher gewissenhaften Genauigkeit die Mönche von Frontenac unter dem Einfluß des Priors in der

That ihren Schwur gehalten hatten. Sie hatten sich lieber verfolgen und schmähen lassen, als daß sie das Geheimniß ihres verstorbenen Freundes verrathen hätten. Seit gestern jedoch war die vorgeschriebene Frist abgelaufen. Das Testament war geöffnet und die Wahrheit sollte nun für Niemand mehr ein Geheimniß seyn.

So lautete der Bericht des Bischofs. Leonce hatte, indem er ihn anhörte, zahlreiche Zeichen von Rührung gegeben. Monseigneur von Cambis sagte, indem er seine Erzählung schloß, zu ihm:

»Ihr sehet, mein theurer Sohn, welche Opfer eure fromme, tüchtige Erziehung eurem Vater, euren Freunden gekostet hat. Lasset daher das gute Samenkorn in eurem edelmüthigen Herzen nicht ersticken und die glänzende Existenz, welche Euch erwartet, lasse Euch nicht die bescheidene Einfachheit eurer ersten Jugend vergessen. Ganz besonders höret nicht auf, eure Wohlthäter von Frontenac und ganz besonders den würdigen Prior zu schätzen, der für eure Erziehung so große Sorgfalt getragen —«

»Ach, Monseigneur,« unterbrach ihn Leonce mit überwallendem Gefühl, »mein unglücklicher Vater selbst, wenn er noch lebte, könnte eifersüchtig auf die Achtung, Dankbarkeit und grenzenlose Liebe seyn, welche ich für diesen unvergleichlichen Freund empfinde.«

Und er schloß den guten Prior, dem die Thränen in den Augen standen, abermals in seine Arme.

»Ich allein bin also bei dieser ganzen Sache strafbar gewesen,« hob der Bischof an, »ich, der ich einen Augenblick glauben konnte, daß friedliche, durch ihre Weisheit und Frömmigkeit berühmte Mönche ein abscheuliches Verbrechen begangen hätten. Schon in den ersten Tagen, als ich sah,

mit welcher schlichten und rührenden Ergebung sie die harte Behandlung ertrugen, erwachten in mir Zweifel über die Rechtmäßigkeit dieser Strenge. Später als Herr von Varinas versuchte, seinen vermeinten Onkel, der sich aber weigerte, zur Flucht aus der Abtei zu bewegen, wurden diese Zweifel noch bestimmter. Aber erst gestern bei Eröffnung des Testaments des seligen Grafen habe ich wirklich die Größe meines Unrechts eingesehen. Auch habe ich nicht gezögert, es in Gegenwart des ganzen versammelten Capitels einzugestehen, und den vortrefflichen Prior um Verzeihung zu bitten, wie ich auch in diesem Augenblick wiederholt thue.«

»Ach, Monseigneur,« unterbrach ihn Pater Bonaventura in demüthigem Tone, »könnt Ihr Euch so erniedrigen? Der Schein war einmal gegen uns und Ihr habt uns mit Nachsicht behandelt, wenn man die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens erwägt, dessen man uns anklagte.«

»Aber ich hätte nicht auf den bloßen Schein hin urtheilen sollen,« sagte der Prälat in strengem Tone. »Das öffentliche Aergerniß, welches ich dadurch gegeben, wird während meines ganzen künftigen Lebens ein Gegenstand bitterer Reue seyn. — Jedoch, wie dem auch sey — ich habe meinen Irrthum wieder gut machen wollen, und trotz der ungünstigen Jahreszeit, trotz der Gefahren der Reise, gewünscht, den Prior selbst in dieses Haus zu begleiten, wo dieses öffentliche Aergerniß so viel Unheil angerichtet, obschon vielleicht nirgends der Name der Väter von Frontenac ein größeres Recht hatte, geehrt zu werden.«

Während dieses Gespräches hatte der Baron sich bald zerstreut, bald aufmerksam gezeigt. Dennoch hatte er nicht verfehlt, die von dem Prior mitgebrachten Actenstücke genau

durchzusehen, als ob er einen Vorwand zu Ausstellungen gesucht hätte, den er aber nicht fand.

»Wohlan,« sagte er endlich indem er mit jovial philosophischer Miene die Papiere hinwegschob, »meine Grafschaft hat allerdings der Teufel geholt! Doch gleichviel! Ich bin immer noch Laroche-Boisseau und das ist auch etwas. Mein lieber kleiner Cousin,« fuhr er mit ironischem Tone fort, »empfanget meine Glückwünsche.! — Morbleu! eben noch als ich Euch die Ehre eines Versuchs einräumte, welcher von uns Beiden dem Andern die Kehle abschneiden würde, ahnte ich nicht, daß die Ehre so gut getheilt wäre.«

»Ein Duell, Leonce!« sagte der Prior. »War es das, was Du mir versprochen hattest?«

»Verzeiht mir, lieber Vater. — Jetzt begreife ich, warum Ihr mir so dringend empfahlt, jeden Zwist mit Herrn Laroche-Boisseau zu vermeiden! — Aber,« setzte er sogleich hinzu, »es muß mir daran liegen, fortan mit dem Herrn Baron in gutem Einvernehmen zu leben, wie es unter so nahen Verwandten sich geziemt, und zum Pfand biete ich ihm meine Hand —«

Der Baron zuckte die Achseln.

»Dies würde Euch mit euren Freunden veruneinigen,« entgegnete er mit höhnischem Lächeln. »Die Hand eines Ketzers könnte Euch die Ansteckung mittheilen, welche euer Vater so sehr für Euch fürchtete. Es wird besser seyn, wenn wir jeder für sich leben — Ruhm und Gedeihen dem neuen Grafen von Varinas! — Was mich betrifft, so werde ich, Dank dem glücklichen Büchsenschuß, den ich gestern Abend gethan, ihn um nichts zu beneiden haben!«

»Ha! Ihr habt Recht!« rief Leonce. »Gern würde ich mein Vermögen und meinen Titel hingeben, wenn ich —«

»Um was handelt es sich denn?« fragte Bonaventura mit Erstaunen.

Leonce theilte ihm in wenig Worten mit, auf welche Weise Laroche-Boisseau die Bestie des Gévaudan erlegt habe.

Diese Nachricht machte den Prior und selbst den Bischof, welcher das Lieblingsproject der Väter von Frontenac kannte, nicht wenig bestürzt. Dennoch aber entgegnete Herr von Cambis nach einigem Nachdenken mit Festigkeit:

»Diese Ehe kann nicht vollzogen werden und die Kirche wird sich niemals dazu verstehen, sie einzusegnen; Fräulein von Barjac, eine gute Katholiken, kann keinen Protestanten heirathen. Der unbesonnene Schwur, den sie ausgesprochen, muß daher mit Fug und Recht für ungiltig erklärt werden.«

»Das nenne ich doch mönchische Finessen!« rief Laroche-Boisseau in heftigem Zorne. »Dieser Fall ist aber bei jenem Schwur nicht vorgesehen worden, und Protestanten und Katholiken sollten gleiche Rechte haben. Zum Beweis,« setzte er sich zu Christinen wendend hinzu, »appellire ich noch einmal an Fräulein von Barjac's Rechtlichkeitsgefühl; dieses Rechtsgefühl wird, wie ich bestimmt weiß, sich nicht verläugnen.«

Christine schwieg.

»Sprecht, meine Tochter,« sagte Monseigneur von Cambis; »wenn Ihr damit einverstanden seyd so wird man Euch dieses unheilvollen Schwures ohne Mühe entbinden.«

Das unglückliche Mädchen ward von unaussprechlichen Qualen der Angst und Unschlüssigkeit gefoltert. Endlich jedoch antwortete sie:

»Ich gehöre einer Familie an, wo Treue und Festhalten an dem gegebenen Wort seit Jahrhunderten ein Erbtheil gewesen sind, welches von einer Generation auf die andere übergegangen ist. Ich werde daher keine Geberde machen, und

kein Wort sprechen, um mich den Folgen meines unseligen Gelübdes zu entziehen.«

Diese Erklärung wurde mit düsterem Schweigen aufgenommen.

»Morbleu!« sagte Laroche-Boisseau endlich, indem er sich die Hände rieb, »ich kann mich über viele fehlgeschlagene Berechnungen trösten — behaltet eure Titel und eure Reichthümer, Vetter Varinas — ich werde etwas Besseres haben als dieses. — Und dennoch scheint es mir, als hätte ich die Bestie des Gévaudan gar nicht zu gelegenerer Zeit erlegen können.«

»Unglücklicherweise aber habt Ihr sie noch nicht erlegt, mein Lieber« sagte eine spöttische Stimme hinter ihm.

Zwei Personen hatten sich, ohne bemerkt zu werden, in den Salon geschlichen. Die eine war Legris, der Vertraute des Barons, die andere Leonce's alter Piqueur.

Die durch Legris, welcher die mitgetheilten Worte gesprochen, erregte Neugier verhinderte an das Unziemliche einer so unvermutheten Störung zu denken.

Der Baron lief mit vor Zorn purpurrothem Gesicht seinem Freunde entgegen.

»Was wollt Ihr?« fragte er mit gedämpfter Stimme. »Wie könnt Ihr wagen, hier zu erscheinen?«

»Mit eurer Erlaubniß,« hob Legris sehr laut wieder an und ohne vor den drohenden Geberden seines Gönners zu erschrecken; »Ihr habt die Bestie des Gévaudan nicht getödtet und ich eile herbei, um jedem Mißverständniß, jedem übereilten Schritt zuvorzukommen.«

»Wie, Monsieur, Ihr, der Ihr mich gestern das Herz

dieses verwünschten Thieres durch eine Kugel durchbohren sahet, Ihr könnt zweifeln —«

»Fragt diesen wackern Mann,« sagte Legris ruhig. »Wohlan, Denis,« fuhr er fort, indem er sich zu dem Jäger wendete, der, ohne sich um so viele angesehene Personen zu kümmern, begonnen hatte, den neben der Thüre liegenden Wolfskopf zu betrachten, »solltet Ihr Euch geirrt haben?«

»Im Gegentheil, Monsieur,« entgegnete Denis, »ich habe ganz richtig vermuthet. Dieser Kopf und dieser Fuß haben der Bestie des Gévaudan niemals angehört.«

Ein allgemeiner Aufschrei begrüßte diesen Ausspruch. Man überhäufte den Piqueur mit Fragen und er wußte nicht, wem er antworten sollte. Laroche-Boisseau's Stimme übertäubte alle andern.

»Was bedeutet dieser dumme Scherz?« fragte er. »Wer ist dieser alte Lümmel, welcher einen Edelmann sogar in dem Salon einer Dame meistern will?«

»Mein Platz ist nicht hier, Herr Baron, das weiß ich wohl,« entgegnete der Piqueur, »aber dennoch sage ich nichts, dessen ich nicht gewiß bin und was nicht mein Fach beträfe. Der Wolf, dessen Kopf und Fuß hier liegen, ist nicht die Bestie des Gévaudan, sondern ein anderer alter großer Wolf, welcher in der letzten Zeit sich in den benachbarten Wäldern umhertrieb und welchen man den schwarzen Wolf nannte. Er war sehr wild und hat viele Unthaten begangen, die man nicht verfehlt hat der Bestie beizumessen. Mehrmals habe ich seine Spur im Walde gefunden und wäre beinahe selbst dadurch getäuscht worden; sein Fuß mißt aber zwei Linien weniger als der der Bestie und Monsieur Leonce, mein Herr, kann sich erinnern, daß ich ihm den Unterschied der Spuren gezeigt habe.«

»Das ist wahr, das ist wahr,« rief Leonce. »Uebrigens sehe ich jetzt, wo ich mir die Sache recht betrachte, auf dem Kopfe dieses Wolfes auch nicht die Spur von dem Bajonnetstich, den ihm der kleine Knabe von Chananeilles beibrachte. Diese Narbe ist aber von allen Jägern bemerkt worden.«

»Und ich,« sagte Legris, »ich, den die Bestie an einem gewissen Tage in der Eberschlucht über den Haufen warf, kann versichern, daß sie ein weit hellfarbigeres Fell hatte.«

»Das ist wahr,« sagte der Chevalier.

Laroche-Boisseau verstummte vor der Einmüthigkeit dieser Aussagen.

»Also,« fragte Fräulein von Barjac zitternd, »es waltet hier Irrthum oder Betrug ob? Es ist nicht die Bestie? — Aber dann ist die gestellte Bedingung nicht erfüllt und ich bin wieder frei —«

»Noch nicht, Fräulein,« unterbrach sie der Baron in heftiger Aufregung. »Ich behaupte, daß das Thier, dessen Kopf und Fuß ich hier vorlege, wirklich die Bestie des Gévaudan ist, und um mich zu nöthigen meinen Irrthum anzuerkennen, bedürfte es positiverer Beweise.«

»Positiverer Beweise! Verlangt Ihr deren, Herr Baron?« fragte Denis mit etwas spöttischer Miene. »Wohlan, ein Thier, welchem ich seit diesem Morgen nachstelle, ist endlich aufgescheucht. Ich habe so glücklich manövrirt, daß es jetzt in dem Augenblick, wo ich spreche, in die großen Steinbrüche von Montfichet am Fuße der Monadière eingeschlossen ist. Hart gedrängt hat es die Unklugheit begangen, sich in diese Art Sackgasse zu flüchten. Ich habe Gervais und einige entschlossene Bauern zurückgelassen, um den Eingang dieses Engpasses zu bewahren und bin in aller Eile herbeigelaufen, um Monsieur Leonce in Kenntniß zu setzen. Dieses Thier nun, welches

wie in einer Falle gefangen ist, ist die einzige und wahrhafte Bestie des Gévaudan.«

»Was sagt Ihr, Denis?« rief Leonce ungestüm. »Es wäre möglich —«

»Monsieur, als ich hierher kam, habe ich befohlen, daß man euer Pferd, eure Kugelbüchsen und eure ganze Equipage in Bereitschaft setze. Habt die Güte mir zu folgen, und in weniger als einer halben Stunde werde ich Euch in unmittelbare Nähe des Thieres gebracht haben.«

»Rasch! rasch!« rief Leonce. »Gott will ohne Zweifel nicht, daß mein Glück unvollständig sey. — Verlieren wir keinen Augenblick. — Wenn das Thier uns entwischen sollte!«

»Das steht nicht zu fürchten, wohl aber müßt Ihr Euch auf einen harten Kampf gefaßt machen, denn —«

»Gleichviel! Rasch zu Pferde, Denis, zu Pferde!«

Er näherte sich dem Prior und dem Bischof.

»Mein Vater! Monseigneur!« sagte er in großer Aufregung, »segnet mich — betet für mich!«

Dann wendete er sich zu Christinen.

»Fräulein, ich werde die Bedingungen, die man von Dem fordert, der Euch besitzen soll, erfüllen oder sterben!«

Und er eilte nach der Thür, deren Schwelle der Piqueur schon überschritten hatte.

»Muth, Leonce, Muth!« rief Fräulein von Barjac, »und der Himmel lasse euer Vorhaben gelingen!«

Und der Wucht so lange andauernder Gemüthsbewegungen erliegend, sank sie ohnmächtig in die Arme der Schwester Magloire.

Während man sich beeilte ihr beizuspringen, stand Laroche-Boisseau düster in einem Winkel des Salons neben Legris der sich an seiner Bestürzung zu weiden schien.

»Ins Teufels Namen,« sagte endlich der Baron, indem er den Kopf emporrichtete, »heute erklärt sich ja jedes Glück für diesen Gelbschnabel von Damenritter! Aber warum soll ich nicht auch versuchen die Gelegenheit zu benutzen, welche sich darbietet? Ich bin auch ein Jäger und zwar keiner von den ungeschicktesten, — meine Pferde und Leute erwarten mich im Hofe, die Partie ist vielleicht noch nicht verloren.«

Er gab Legris einen Wink ihm zu folgen.

»Laßt mich,« sagte dieser schroff, Ihr habt mich betrogen — wir haben nichts mehr mit einander zu thun.«

»Aha!« sagte der Baron in verächtlichem Tone, »sollte euer Vater Euch schon meinen vollständigen Ruin und den Umsturz meiner Hoffnungen geschrieben haben? Aber kommt, sag' ich Euch, wir werden uns anderwärts erklären. — Glaubt Ihr denn, man werde Euch in diesem Salon dulden, wenn ich nicht darin bin? Seht, seht, mit welchen Augen der Chevalier Euch schon betrachtet!«

Dieses Argument schien Legris zu bestimmen und sie gingen mit einander hinaus. Es dauerte nicht lange, so sahen der Prior und der Bischof sich mit einander allein.

»Monseigneur,« sagte der Pater Bonaventura, »dieser Augenblick ist ein feierlicher. Vielleicht führen unsere Bemühungen, unsere Opfer, um das Glück einiger armen Geschöpfe Gottes zu sichern, zu einer furchtbaren Katastrophe! — Leonce verlangt es — beten wir für ihn.«

## XII.

## Die Steinbrüche von Montfichet.

Laroche=Boisseau und Legris fuhren, während sie sich nach dem großen Hof begaben, wo sie ihre Pferde finden sollten, fort, sich mit leiser Stimme zu unterhalten.

»Sambleu, Legris,« sagte der Baron mit fieberhafter Aufregung, »wir sollten uns veruneinigen! Das wäre sehr unsinnig. Ihr könnt meiner eben so wenig entbehren, als ich Eurer entbehren kann. Woran denkt Ihr denn, daß Ihr Euch mit meinen Feinden verbünden wollt? An dem Tage, wo sie mich zermalmt haben, werden sie mit Euch leichtes Spiel haben.«

»Baron, ich sage Euch nochmals, daß Ihr mich betrogen habt. Ich habe meinen Vater beinahe ruinirt, um eure verschwenderischen Forderungen zu befriedigen. Ich habe mich um Euch gefällig zu seyn, zu den demüthigendsten Dingen verstanden und nun brecht Ihr mir auf unwürdige Weise euer Wort, wenn ich die Belohnung verlange, die mir versprochen war, die mir gebührte.«

»Und welche Belohnung!« sagte Laroche-Boisseau, »die Hand der Schloßherrin von Mercoire, weiter nichts! Aber Starrkopf, entsinnt Euch doch unseres Vertrages. — Für den Fall, wo ich die Bestie getödtet hätte — und Ihr habt mir so eben haarklein bewiesen, daß ich sie nicht getödtet habe — hatte ich Euch versprochen, Euch in meine Rechte auf die

junge Dame einzusetzen, dafern ich nemlich schon im Besitze der Erbschaft Varinas wäre. Nun aber bin jetzt nicht mehr Graf von Varinas, mein theurer, vielgeliebter Vetter, der so eben im Galopp nach den Steinbrüchen von Monfichet gesprengt ist, müßte denn den gescheiden Einfall haben, den Hals zu brechen oder sich vom Wolfe fressen zu lassen.«

»Euer Vetter?« fragte Legris große Augen machend; »was wollt Ihr damit sagen? Ich verstehe Euch nicht.«

Laroche-Boisseau erzählte ihm Leonce's Geschichte und fuhr dann, ohne weiter auf die Ausrufungen seines Vertrauten zu achten, fort:

»Meine Angelegenheiten scheinen verzweifelt zu stehen, aber ich muß mich rächen und ich werde es thun, bei allen Teufeln der Hölle — sollte ich selbst —! Kommt, Legris, tausendmal lieber will ich Euch die reiche junge Dame heirathen sehen, als sie diesem unverschämten Verwandten überlassen. Vereinigt Euch offen mit mir wie sonst und vielleicht wenden sich die Dinge noch nach euerm Wunsche. Wenn wir uns sofort nach den Steinbrüchen begeben, wo, wie man sagt, die Bestie sich in diesem Augenblick befindet, so kann ein glücklicher Zufall uns noch begünstigen. Ihr wisset,« setzte er in düsterm Tone hinzu, »es ereignen sich auf der Jagd so außerordentliche Unfälle, so seltsame Verwechselungen —«

»In's Himmels Namen, Baron,« fragte sein Vertrauter erschrocken, »was wollt Ihr thun?«

»Memme! Dummkopf!« sagte Laroche-Boisseau, indem er mit dem Fuße stampfte. Es dauerte nicht lange, so fuhr er fort:

»Wir werden je nach den Umständen handeln. Wir werden einander nicht verlassen. Wir wollen die erste Gelegenheit benutzen, die sich darbieten wird, und vielleicht — Sehet, da

Ihr es durchaus verlangt, so verspreche ich Euch nochmals, alles Mögliche aufzubieten, um Euch zum Gemal dieser reizenden jungen Dame zu machen, welche ich in Bezug auf mich selbst nun wohl entsagen muß.«

»Ist dieses Versprechen auch ein aufrichtiges, Baron? wenn ich glaubte —«

Ich gebe Euch mein Wort als Edelmann darauf, und so tief ich auch gesunken seyn mag, so bin ich demselben doch niemals untreu geworden. Aber Ihr werdet mir gehorchen, nicht wahr?« setzte er mit kaum verhaltener Heftigkeit hinzu. »Ihr werdet mir gehorchen, was ich auch sagen und thun möge?«

»Dennoch aber, Baron, möchte ich wohl wissen —«

»Ruhe! — Vorwärts! — wir verlieren Zeit!«

Legris wagte nicht etwas zu entgegnen.

Sie befanden sich jetzt in dem Hofe. Auf ein Wort von Laroche-Boisseau führte man zwei gezäumte und gesattelte Pferde herbei. Legris schien jedoch noch nicht gänzlich entschlossen, sich an einem sicherlich gefährlichen, vielleicht verbrecherischen Unternehmen zu betheiligen, und zögerte sein Pferd zu besteigen.

Als Laroche-Boisseau seinerseits den Fuß in den Bügel setzte, berührte ihn Jemand, der ihn schon mehrmals gerufen, ohne Antwort zu erhalten, leicht an der Schulter.

Der Baron drehte sich wüthend herum und erblickte den Chevalier von Magnac.

Der alte Stallmeister hielt unter dem Schooße seines Rockes zwei Degen von gleicher Länge verborgen. Er hatte eine cavaliermäßige, dreiste Miene, die ihm sonst nicht eigen war, und behielt den Hut auf dem Kopfe.

»Herr Baron,« sagte er in verhalten heftigem Tone, »so

schleicht man sich nicht fort. — Ich bin nicht seit einigen Stunden euer Vetter geworden und habe im Gegentheil mehr als jemals das Recht, Euch aufzufordern, in meiner Gesellschaft eine kleine Promenade bis an den Saum des Waldes zu machen. Ich weiß einen Platz, wo wir wunderschön ungestört seyn werden.«

Der Baron antwortete nicht, sondern stand unbeweglich und mit starrem Blicke da, als ob er nicht verstünde, was man von ihm wollte. Endlich machte er eine rasche Bewegung.

»Geht zum Teufel, alter Schwätzer!« sagte er, »ich habe keine Zeit, Dummheiten anzuhören. Wir werden Euch ein anderes Mal zufriedenzustellen suchen.«

Und er wollte sich auf's Pferd schwingen. Magnac hielt ihn am Schooße seines Rockes zurück.

»Ich schwatze vielleicht, Monsieur,« sagte er mit jenem kalten Zorn gallsüchtiger Gemüther, »aber ich habe noch ein gutes Auge und meine Hand zittert nicht. Ich fordere Euch abermals auf —«

»Laßt mich los, alter Narr, laßt mich los, oder wo nicht, so gebe ich Euch trotz eures Alters und eures grauen Haares —«

Er hob die Hand empor — der Andere rührte sich nicht von der Stelle.

»Jetzt, Monsieur,« sagte er, »könnt Ihr mir die Genugthuung, die mir gebührt, nicht mehr verweigern.«

Diese Worte schienen Eindruck auf Laroche-Boisseau zu machen. Er dachte einige Secunden lang nach.

»Er ist wüthend,« sagte er endlich. »Wohlan, es sey, machen wir der Sache ein Ende — sie wird mich ja nicht lange aufhalten. — Legris, lasset euer Pferd hier, Ihr werdet mit uns kommen.«

»Und wohin denn, mein lieber Baron?«

»Wohin es Herrn von Magnac belieben wird uns zu führen. Und Ihr, Chevalier, habt Ihr einen Secundanten?«

Magnac nahm seinen Hut ab.

»Der Herr Baron von Laroche-Boisseau ist sehr gütig,« sagte er, indem er seine gewissenhafte Höflichkeit plötzlich wiederfand. »Ich gedachte einen Edelmann zum Secundanten zu wählen und ich könnte noch den Marquis von Guillefontaine holen lassen, aber dies würde uns zu lange aufhalten. Wenn Ihr es erlaubt, so werde ich den Revierjäger Comtois rufen lassen, den Ihr dort unten sehet. Er ist Soldat gewesen, und wenn man erwägt, daß Monsieur Legris auch blos ein Bürgerlicher ist, so könnte man sich in Ermangelung eines Bessern mit Comtois begnügen.«

»In's Teufels Namen nehmt mit, wen Ihr Lust habt,« sagte der Baron ungeduldig, »aber halten wir uns dazu.«

Der Chevalier beeilte sich hocherfreut, den Revierjäger, der sich durch diese Bevorzugung ein wenig geschmeichelt fühlte, in Kenntniß zu setzen, und ohne sich viel um die Glossen der Dienstleute zu kümmern, die sich im Hofe befanden, machten sich Gegner und Secundanten auf den Weg.

»Man halte die Pferde bereit,« sagte der Baron zu seinen Leuten, indem er das Schloß verließ, »in fünf Minuten sind wir wieder da.«

Man erreichte den nahen Wald. An der ersten lichten Stelle blieb der Chevalier stehen.

»Glaubt Ihr nicht, daß hier ein ganz passender Platz sey, Herr Baron?« fragte er.

»Ja wohl.«

Sofort warf der alte Edelmann seinen Rock und seine Weste von sich und bot dann Laroche-Boisseau die Wahl zwi-

schen den beiden Degen, die er mitgebracht. Der Baron nahm den ersten besten und begann dann seinerseits die Vorbereitungen zu dem Zweikampf.

In dem Augenblick, wo der Chevalier ausfiel murmelte Legris erstaunt über dessen Gelenkigkeit und martialische Grazie bei sich selbst:

»Hm! der Soldat von Fontenoy hat keine üble Art und Weise, und Laroche-Boisseau wird, obschon er ein raffinirter Duellant ist, vielleicht finden, mit wem er zu thun hat. Meiner Treu, ich weiß nicht recht, welchem von Beiden ich den Sieg gönnen soll. Der Alte hat einen Zahn auf mich, aber Laroche-Boisseau wird jetzt ein sehr schlechter Gesellschafter, abgesehen davon, daß man keine großen Dinge mehr von ihm erwarten kann. Wohlan, Gott oder der Teufel möge zwischen ihnen wählen — ich für meinen Theil füge mich in Alles.«

Während er diesen menschenfreundlichen Wunsch aussprach, fuhren die beiden Klingen mit unheimlichem Klirren zusammen.

Den Ausgang dieses Duells werden wir ein wenig später erfahren. Jetzt müssen wir vor allen Dingen zu Leonce und Denis zurückkehren, welche wir verließen, als sie nach dem Walde galoppirten.

Die Steinbrüche von Montfichet, wo der furchtbare Wolf eingeschlossen war, lagen in der Mitte jener gebirgigen und waldigen Region, welche man das Thal der Monadière nannte, und wo Leonce zu Anfange dieser Erzählung in so großer Lebensgefahr geschwebt hatte. Diese Erinnerung aber kühlte den Eifer des ungestümen jungen Mannes durchaus nicht ab und in weniger als einer Viertelstunde, nachdem sie das Schloß verlassen, langten die beiden Reiter keuchend und

eben so wie ihre Pferde von Schweiß triefend am Eingange der Steinbrüche an, wo Gervais und einige Bauern mit Flinten und Stöcken bewaffnet, gute Wache hielten.

Dieser Eingang war eine schmale, früher in den Felsen gebrochene Bresche, um den zum Abholen der Steine bestimmten Karren den Zugang zu gestatten. Zwei Basaltblöcke standen rechts und links. Durch diese Oeffnung tauchte der Blick in einen ziemlich umfangreichen, von spitzigen Felsen umgebenen und mit Steinen und Gestrüpp bedeckten kreisrunden Raum.

Gervais und seine Cameraden hielten zwei Hunde an der Leine, welche dann und wann knurrten und die Augen nach den Steinbrüchen wendeten.

Leonce's Anblick schien Gervais sehr angenehm zu seyn.

»Ich habe Euch sehnlich erwartet,« sagte er, während die Reiter abstiegen. »Diese hinterlistige Bestie hat sich mehrmals uns genähert, so daß ich schon fürchtete, sie würde versuchen, den Durchgang zu erzwingen. Uebrigens beginnt der Tag sich zu neigen und wenn sie nicht erlegt ist, ehe es Nacht wird, so können wir überzeugt seyn, daß sie trotz aller unserer Vorsicht uns nochmals entwischt.«

»Jetzt aber stehst Du dafür, daß sie noch nicht herausgebrochen ist — nicht wahr?« fragte Denis.

»Ja wohl — sehet doch wie die Hunde die Nasen in die Höhe recken und an der Leine zerren. Das verwünschte Thier ist höchstens fünfzig Schritte von hier.«

»Gut,« sagte Leonce seinerseits. »Denis, Ihr werdet hier bei diesen wackern Leuten bleiben und Euch bereit halten, den Wolf zu empfangen, wenn er versuchen sollte zu entrinnen. — Was mich betrifft, so werde ich mit Castor allein in den Steinbruch hineingehen. Ich habe meine Bajonnetbüchse und meinen Hirschfänger — das wird mir genügen.«

Der Piqueur hörte ihn mit einem Gemisch von Erstaunen und Schrecken.

»Mein junger Herr wird mir meine Dreistigkeit verzeihen,« sagte er ehrerbietig, »aber er wird nicht die Tollkühnheit haben, in dieser Höhle einem furchtbaren zur Verzweiflung gebrachten Thiere die Spitze zu bieten. Mit eurer Erlaubniß werde ich Euch begleiten und vielleicht gelingt es uns Beiden —«

»Das kann ich nicht zugeben, Denis,« entgegnete Leonce mit Festigkeit. »Ich will von Niemanden bei dem Kampfe unterstützt seyn, den ich ohne Zweifel zu bestehen haben werde. Niemand wird in den Steinbruch eindringen, möge geschehen was da wolle. — Ihr habt mich doch verstanden, nicht wahr? Wehe dem, der meine Befehle überschreiten würde! Ich würde es ihm in meinem Leben nicht verzeihen. In dem Falle, wo das Thier die Passage zu forciren suchen sollte — aber nur in diesem Falle — könntet Ihr darauf schießen. Bis dahin verhaltet Euch unbeweglich und seyd aufmerksam.«

Leonce sprach mit seinen Untergebenen sonst gewöhnlich in sehr leutseligem Tone. Diesmal aber war seine Ausdrucksweise kurz, schroff und entschlossen. Dennoch ließ der Piqueur sich noch nicht entmuthigen.

»Monsieur,« sagte er mit Eifer, »ich bin ein alter Jäger und meine Pflicht ist, Euch vor der Gefahr zu warnen.«

»Genug, genug,« unterbrach ihn Leonce; »ist meine Büchse geladen?«

»Ich habe sie so eben selbst geladen — zwei Maß Pulver und zwei eiserne Kugeln.«

»So ist's recht.«

Er überzeugte sich, daß das Zündkraut nicht feucht geworden sey, fuhr mit dem Nagel über den Stein der Batterie

und schien dann, nachdem er seinen Hirschfänger ein wenig gelüftet, damit derselbe leicht aus der Scheide gehe, bereit, sich in Bewegung zu setzen.

»Vergesset nicht, was ich Euch empfohlen habe, meine Freunde,« hob er in einem Tone an, welcher sehr sanft und beinahe heiter geworden war. »Bewachet gut euren Posten; das ist Alles, was man von Euch verlangt.«

Er wollte eben, nachdem man Castor, Godart's Hund, von der Leine losgelassen, den Eingang dieser Art Circus durchschreiten, als Denis in bittendem Tone zu ihm sagte:

»Wenigstens, guter Herr, nehmet auch den andern Hund mit. So feig er auch ist, so wird er Euch doch von der Annäherung des Wolfes in Kenntniß setzen und Euch verhindern überrascht zu werden.«

Leonce willigte ein, obschon er von dem Spürhund nicht viel erwartete, und drang, während die beiden Hunde ihm voraneilten, in den Umkreis der Steinbrüche ein.

Hier herrschte tiefe Stille und die Unbeweglichkeit des Todes. Nichts rührte sich unter den unfruchtbaren Felsen und dem trockenen Gestrüpp, welches den Boden bedeckte. Von allen Seiten erhob der Berg seine glatten, senkrechten Wände. Es war als befände man sich in einem geschlossenen Raume, wo dem Besiegten jeder Rückzug unmöglich wäre, wo der Tod unvermeidlich auf die Niederlage folgen müßte.

Hie und da hoben sich halb geschmolzene Schneewehen von der dunklen Färbung des Farrenkrautes ab. In der Mitte des Beckens befand sich eine von dem Regenwasser gebildete Lache. Sie war jetzt gefroren und weiße Streifen zogen sich über die bläuliche Rinde hinweg.

Ueber diese öde Landschaft breitete der nebelige, noch

durch die Annäherung der Nacht verdüsterte Himmel seinen dunklen Schleier aus.

Leonce schritt langsam vorwärts mit wachsamem Auge und Ohr und dem Finger an dem Drücker seiner schweren Kugelbüchse. Er betrachtete genau jede Höhlung des Terrains, jedes dichtere Buschwerk. Die Bestie konnte sich in der That auf ihn stürzen und ihn in Stücke reißen, ohne daß ihre Gegenwart vorher durch irgend etwas kundgegeben worden wäre. Dann und wann blieb er stehen und hielt den Athem an.

Seine Hunde liefen um ihn herum, aber ohne anzuschlagen. Der Spürhund namentlich schien unruhig zu seyn. Häufig unterbrach er sich in seinen Nachforschungen und kehrte furchtsam zu seinem Herrn zurück. Dann mußte ihn dieser mit der Hand streicheln und durch leises Zureden ermuthigen, um ihn zu bestimmen, die Fährte wieder aufzunehmen.

Der andere Hund, welcher stark und muthig war, verrieth weniger Zögern, aber sein stumpfer Geruchsinn nöthigte ihn, sich auf seinen Cameraden zu verlassen, dessen Nase feiner war. Uebrigens war die Spur ganz frisch und an verschiedenen Stellen zeigten sich in dem Schnee breite tiefe Abdrücke, welche wenige Minuten vorher gemacht zu seyn schienen.

Dennoch aber zeigte das Thier sich nicht und wenn die Umfassungswände nicht beinahe senkrecht gewesen wären, so hätte man glauben können, daß es ihm gelungen sey, diese natürlichen Schranken zu überklettern. Aber so etwas stand nicht zu fürchten. Um dies auszuführen hätte der Wolf zwanzig oder dreißig Fuß hoch springen müssen, und der Wolf besitzt, so behend er auch seyn mag, in seinen Muskeln nicht die ungeheure Elasticität des Tigers, des Panthers und anderer

zum Katzengeschlechte gehörigen wilden Thiere. Die Bestie war daher noch ganz gewiß in den Steinbrüchen und konnte jeden Augenblick erscheinen, um den Kampf aufzunehmen oder vielleicht selbst zu beginnen.

Seit länger als zehn Minuten schon irrte Leonce unter den Steinen und dem Gestrüpp umher, als plötzlich der Spürhund erschrockener, als er bis jetzt gewesen, zurückfuhr und sich zwischen die Beine seines Herrn flüchtete. Castor dagegen blieb stehen, streckte seinen mit einem Stachelband geschützten kräftigen Hals aus und ließ ein dumpfes Knurren hören.

Alle diese Anzeichen verriethen, daß die Bestie in der Nähe war, aber der junge Jäger mochte seine Aufmerksamkeit verdoppeln wie er wollte — er sah nichts.

Endlich jedoch gelang es ihm, die Position seines furchtbaren Feindes zu erkennen. Etwa dreißig Schritte von ihm befand sich die gefrorne Lache, von welcher wir gesprochen haben, und an dem Rand der Lache stand ein kleines Dickicht von trockenen, vergilbten Binsen. Durch die Halme der Hecke hindurch entdeckte Leonce zwei feststehende, glänzende Punkte, welche selbst am Tage eine drohende Flamme sprühten. Weiter sah man nichts, aber der Jäger wußte nun genug.

Die Bestie war da und schickte sich ohne Zweifel an, sich auf ihn zu stürzen, sobald er nahe genug gekommen wäre.

Leonce war stehen geblieben und hatte langsam den Kolben seiner Kugelbüchse an die Schulter gesetzt, aber er schoß nicht. Das Herz pochte ihm gewaltig und seine Augen umflorten sich — ein Schwindel begann sich seiner zu bemächtigen. Vielleicht erinnerte er sich in diesem Augenblicke, daß das Ungeheuer, welches hier nur wenige Schritte entfernt von ihm lag, dreiunddachtzig Personen zerrissen *) und fünfundzwan-

*) Historisch.

zig bis dreißig schwer verwundet; daß es den Verfolgungen von zwei- oder dreihunderttausend Jägern getrotzt und daß ganz Frankreich seinetwegen in Alarm gesetzt worden war.

Zum Glück tauchte das schöne und lächelnde Bild eines geliebten Wesens empor und verscheuchte diese düsteren Gedanken aus dem Gemüthe des jungen Mannes. Sofort circulirte das Blut wieder ruhiger, der Schwindel verflog und nach Verlauf von wenigen Secunden hatten die ihn umgebenden Gegenstände für Leonce wieder die Formen und Verhältnisse der Wirklichkeit angenommen. Sey es nun, daß er noch zu weit stand, sey es, daß sein Gegner sich keine ihm genügend erscheinende Blöße gab, kurz, er begann mit angeschlagener Büchse vorwärts zu gehen. Die Hunde folgten ihm immer noch knurrend, der eine vor Zorn, der andere vor Furcht.

Dieses Manöver des jungen Jägers hatte aber kein Resultat. Der Wolf rührte sich nicht und man sah von ihm immer noch nichts weiter als seine beiden gespenstischen Augen.

Endlich blieb Leonce, durch diese Unbeweglichkeit ungeduldig gemacht, abermals stehen und zielte gerade zwischen die zwei leuchtenden Punkte.

Nun aber wechselten die Rollen.

Das wüthende Thier faßte, als es sich entdeckt sah, einen tapfern Entschluß. Sein gewaltiger Kopf mit den emporgerichteten Ohren, sein ungeheurer dunkelgelber Rumpf, sein schwerer wallender Schweif tauchten aus den Binsen auf. Dann stürzte es, mit seiner breiten Brust alle Hindernisse auf die Seite werfend, sich wüthend auf seine Feinde.

Leonce ließ sich durch diesen unerwarteten Angriff nicht einschüchtern. Als das Thier etwa noch zehn Schritte vor ihm war, zielte er kaltblütig nach dem Kopfe und drückte ab.

Der Knall seiner schweren Büchse erzeugte von dem tau-

sendfachen Echo wiederholt ein Getöse gleich dem des Donners, obschon man ein wildes Gebrüll hindurch hörte. Durch den Pulverdampf hindurch sah Leonce das Thier von dem Schusse niedergestreckt und wie zum Tode getroffen. Schon öffnete er den Mund, um einen Freudenschrei auszustoßen und seine Cameraden zu rufen. Er hatte aber nicht die Zeit dazu.

Die Bestie hatte sich von Blut triefend, aber furchtbarer als je, wieder erhoben. Der Schmerz, der Rachedurst hatten ihre Kraft und ihren Muth verdoppelt. In einem Augenblicke warf sie sich über den Jäger her.

Vergebens suchte dieser ihr die Spitze seines Bajonnetes entgegenzusetzen. Das Bajonnet, obschon von gehärtetem Stahl, zerbrach wie Glas, die Kugelbüchse selbst ward krumm gebogen und Leonce stürzte, von überlegener Kraft über den Haufen geworfen, wie betäubt auf den Schnee nieder. Er schien verloren, denn er war nicht im Stande sich zu vertheidigen, aber seine treuen Bundesgenossen verließen ihn nicht. Der Bullenbeißer Castor, welcher, wie man sich erinnert, noch seine Niederlage am Sprungwalde zu rächen hatte, stürzte sich auf den Wolf und packte ihn mit wüthender Gewalt. Auch der Spürhund — sey es, daß der Anblick des Blutes seines Feindes ihn ermuthigt hatte, oder sey es, daß die Gefahr seines Herrn ihn seine Furcht überwinden ließ — sprang dem Wolf ohne zu zögern an die Kehle. Derselbe hatte daher vor allen Dingen diese neuen Gegner von sich abzuwehren.

Diese Aufgabe nahm nicht lange Zeit mehr in Anspruch. Ein einziger Biß genügte, um dem unglücklichen Spürhunde das Rückgrath zu brechen, während ein Hieb mit der Tatze ihm den Bauch aufriß und seine Eingeweide weit hinwegschleuderte. Der arme Hund stieß ein klägliches Gewinsel aus und verendete.

Nun blieb noch Castor übrig, welcher ebenfalls den Wolf an der Gurgel gepackt hatte und festhielt. Der Wolf suchte sich seiner durch jenen Ruck mit dem Kopfe zu entledigen, der ein beliebtes Manöver von ihm war. Der durch die Erfahrung aber ohne Zweifel belehrte Bullenbeißer wußte geschickt diesem Rucke auszuweichen. Nun wälzten sich beide über einander weg und zerrissen und zerbissen sich mit unaussprechlicher Wuth.

Der Wolf aber behauptete trotz seiner Wunde einen Vortheil, der sich bald in einen vollständigen Sieg verwandeln mußte.

Dieser furchtbare Kampf fand auf Leonce's Körper selbst statt und dieses fortwährende Stoßen und Stampfen und vielleicht auch das Drohende der Gefahr brachten den Jäger wieder zum Bewußtseyn. Noch halb betäubt von seinem Sturze, geblendet von dem Staube und gefrorenen Schnee, der auf sein Gesicht flog, hob er sich auf dem Ellbogen empor und zog seinen Hirschfänger. In dem Augenblicke, wo die beiden Kämpfer sich abermals auf ihn stürzten, öffnete er mit Mühe die Augen und indem er Alles, was ihm noch von Kraft übrig war, zu einer letzten Anstrengung zusammenraffte, stieß er die Klinge bis an das Heft in eine haarige Masse, unter welcher er fast erstickte.

In demselben Augenblicke rief man in seiner Nähe:

»Muth, Monsieur! — fest, Castor! wir sind da!«

Leonce aber konnte nichts weiter hören. Etwas wie eiserne Stacheln zerriß ihm die Brust, dann fiel eine zermalmende Last auf ihn, der Athem versagte ihm und er verlor die Besinnung vollständig.

Ein Gefühl von Frische und Wohlseyn erweckte ihn wieder. Um ihn herum standen Denis, Gervais und einige

andere Leute, welche ihm ihren eifrigen Beistand angedeihen ließen. Man hatte ihm das Gesicht mit ein wenig aus der nahen Lache geschöpftem eiskalten Wasser benetzt und ihm die Kleider aufgemacht.

Leonce erlangte das Bewußtseyn sofort wieder und die Erinnerung kehrte zurück.

»Die Bestie!« fragte er, »wo ist die Bestie?«

»Todt, Monsieur,« entgegnete der alte Piqueur; »diesmal wirklich todt, und es hat viel Mühe gekostet, ihr den Garaus zu machen.«

Gleichzeitig zeigte er auf den ganz mit Schmutz und Blut bedeckten furchtbaren Wolf, welcher leblos neben den noch zuckenden Ueberresten des armen Spürhundes ausgestreckt lag. Ein wenig weiter hin leckte Castor keuchend und zerschlagen, traurig seine Wunden.

Ein schmerzlicher Argwohn durchzuckte Leonce's Gemüth.

»Denis,« hob er an, indem er sich mühsam ein wenig aufrichtete, »Ihr seyd meinen Befehlen ungehorsam gewesen. Ihr seyd mir zu Hilfe gekommen — Ihr seyd es, der die Bestie des Gévaudan erlegt hat.«

Der Piqueur lächelte.

»Sehet doch mein Gewehr an, guter Herr,« sagte er, indem er seine noch geladene Büchse vorzeigte. »Allerdings fehlte es mir durchaus nicht an Lust, diesem Burschen eine Kugel durch den Pelz zu brennen, aber Ihr hieltet einander so inbrünstig umarmt, daß die Sache nicht möglich war. Und übrigens wäre es ja auch Schade um das Pulver gewesen. Ihr hattet der teuflischen Bestie schon ihr Theil gegeben — sehet selbst!«

Und indem er den riesigen Körper des Wolfes emporhob, zeigte er Leonce's Hirschfänger, der seiner ganzen Länge

nach unter der Schulter hindurch in den Leib des Thieres gedrungen war. Die Klinge stak so fest zwischen Knochen und Muskeln, daß es einer großen Anstrengung bedurft hätte, um sie heraus zu ziehen. Der Tod mußte augenblicklich erfolgt seyn und die Rißwunden, welche dem Jäger vollends die Besinnung geraubt, rührten allem Anscheine nach blos von den letzten Zuckungen des verendenden Thieres her.

Als Leonce diesen unbestreitbaren Beweis seines Triumphes erhielt, war er vor Stolz und Freude außer sich.

»O mein Gott, ich danke Dir!« rief er; »es ist also wahr, daß ich die Bestie des Gévaudan getödtet habe!«

— — — — — — — — — — —

Einige Augenblicke später kehrten die siegreichen Jäger nach dem Schlosse Merçoire zurück. Leonce, der mit Contusionen und frischblutenden Wunden bedeckt war, ging von Denis unterstützt zu Fuße. Man hatte den furchtbaren Wolf auf ein Pferd geladen, so daß sein noch drohender Rachen und die langen Beine mit den scharfen Klauen zu beiden Seiten des Sattels herabhingen. Dann kam Gervais, welcher in seinen Armen den bedauernswerthen Castor trug, dem der Schmerz ein klägliches Gewinsel auspreßte, obschon der Anblick seines todten, aber von dem Trabe des Pferdes hin- und hergeschaukelten Feindes in gewissen Augenblicken noch seine Wuth zu erwecken schien. Den Beschluß des Zuges machten die Bauern, welche ihrer Freude, das Land endlich von seiner Geißel befreit zu sehen, lauten Jubel liehen.

So erreichte man das Schloß und als man sich dem Haupteingange näherte, begegnete man einem zweiten Trupp, der eben so traurig und schweigend einherkam, als der andere freudig und lärmend war. Er bestand aus mehren Dienern, welche auf einer Bahre einen leblosen, mit einem Man-

tel zugedeckten Körper trugen. Hinter ihm kamen in verschiedenen Gruppen mehre Personen, welche das immer tiefer hereinbrechende Dunkel der Dämmerung nicht gestattete zu erkennen.

Leonce befahl seinen Leuten stehen zu bleiben und sich ruhig zu verhalten. Als die Träger an ihn herankamen, fragte er mit leiser, erstickter Stimme, indem er auf die Leiche zeigte:

»Wer ist das? Mein Gott! Welches Unglück haben wir wiederum zu beklagen?«

Es schien als ob die Träger diese Frage nicht gehört hätten, oder als ob sie dieselbe nicht gern beantworten wollten. Sie zogen mit ihrer traurigen Bürde vorüber und verschwanden unter dem Gewölbe des Eingangsthores.

Leonce wagte kaum seine Frage zu erneuern, als der Ton einer Stimme, welche ihm vertraut war, an sein Ohr schlug. In demselben Augenblick fühlte er sich sanft in die Arme des Priors geschlossen.

»Mein lieber Leonce, bist Du es?« fragte der Mönch mit Rührung. »Gott sey gepriesen! Du wenigstens kommst gesund und unversehrt zurück.«

»Und dies, guter Vater, ist noch nicht die ganze Gnade, welche Gott mir erwiesen, denn er hat mir den Sieg über das Ungeheuer verliehen, welches das Land verheerte. — Aber, ich bitte Euch, wer ist der Unglückliche, der so eben —«

»Ein Mann, dessen Leben ein sündhaftes gewesen und der, wie ich fürchte, in seiner Unbußfertigkeit gestorben ist. Ich ward zu spät benachrichtigt. Er hatte schon seinen letzten Seufzer ausgehaucht, als ich auf dem Kampfplatze ankam. Möge der Richter im Himmel ihm seine Fehler verzeihen!«

»Aber, hochwürdiger Vater, Ihr habt ihn mir noch nicht genannt —«

»Was brauche ich ihn zu nennen? Mein Sohn, Du bist jetzt der einzige Repräsentant der alten, edlen Familie Varinas.«

Leonce versank einen Augenblick lang in Gedanken. Er konnte sich nicht eines innigen Mitleids mit dem Schicksal seines Verwandten erwehren, dessen Leben und Ende so beklagenswerth gewesen.

Während er sich so seinen Betrachtungen überließ, gingen zwei Personen an ihm vorüber und er hörte wie die eine zu der andern sagte:

»Ich habe nur erst die Hälfte meiner Aufgabe erfüllt, Maitre Legris. Ich habe den Hauptbeleidiger meiner Herrin gezüchtigt, bin aber nicht gesonnen, es dabei bewenden zu lassen. Ihr habt drei Tage Zeit, um das Begräbniß eures Freundes besorgen zu können. Nach Ablauf dieser Frist aber macht Euch darauf gefaßt, überall wo ich Euch finden werde, die Tracht Hiebe zu bekommen, die ich Euch versprach.«

Der Chevalier verneigte sich tief und entfernte sich. Bonaventura faßte den jungen Grafen am Arme und führte ihn weiter nach dem Schlosse. Als sie sich dem innern Hofe näherten, rief Jemand.

»Leonce! Mein lieber Leonce!«

Und Fräulein von Barjac erschien auf der Terrasse. Der junge Mann eilte auf sie zu.

»Christine,« rief er, »Gott hat mir den Sieg gegeben und ich komme nun, um den Lohn dafür zu verlangen!«

Statt aller Antwort ließ Fräulein von Barjac, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sich in seine Arme sinken.

* * *

Zwei Monate später ward der Graf von Varinas, Baron des Gévaudan und königlicher Wolfsjägermeister für die

Provinzen des Gévaudan, in der Kathedrale zu Mende mit dem hochgebornen Fräulein Christine von Barjac, Gräfin von Mercoire und andern Herrschaften, vermält. Das Volk begrüßte mit lautem Beifall den unerschrockenen Jäger, welcher das Land von dem furchtbaren Wolf befreiet, dessen blutige Verheerungen einen Platz in der Geschichte des Königreiches einnehmen sollten.

Die Vermälung ward durch Seine Eminenz Monseigneur von Cambis, Bischof von Aleppo, vollzogen, der von Seiner Hochwürden Dom Bonaventura, dem vierunddreißigsten Abt von Frontenac, assistirt ward, weil der arme alte Abt, der in unserer Erzählung figurirt, vor Kurzem gestorben und der ehemalige Prior an seiner Stelle ernannt worden war.

Schwester Magloire begleitete in ihrer Nonnentracht die Braut nach dem Altar und vertrat Mutterstelle.

Was den Chevalier von Magnac betraf, so hielt das Unglück, welches er gehabt, den nächsten Verwandten des Bräutigams im Zweikampf zu tödten, ihn ab, officiell an dem Feste theilzunehmen, obschon eine reichliche Pension ihn für die Zukunft gegen jeden Mangel sicherstellte. Wohl aber beobachtete er von weitem seine junge Herrin mit unaussprechlicher Freude und murmelte:

»Gleichviel; ich habe ihr doch gehörige Achtung verschafft, so lange sie unter meinem Schutze stand — den Einen habe ich getödtet und dem Andern seine Tracht Schläge verabreicht. Gott thue das Uebrige!«



Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Berthet, Élie,

Der Wolfmensch oder: Die Bestie des Gévaudan

Bd.: 3

Pest [u.a.] 1858